

Neue Monatshefte
für
Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

Oscar Blumenthal.



Berlin.

Verlag von Georg Stilke.
520. Unter den Linden 52.



Vom Stamm der Aera.

Lustspiel in einem Act von Hedwig Dohm.

(Mit freier Benutzung eines älteren spanischen Stoffes.)

(Zum ersten Mal aufgeführt im königlichen Schauspielhaus zu Berlin am 31. December 1874.)

(Alle Rechte vorbehalten.)

Personen.

Georg Werner, Bankier.
Helene, seine Frau.
Heinrich Oswald.

Camilla von Heimburg, eine junge Wittme.
Eugen von Mansfeld, ihr Bruder.
Eine Kammerjungfer.

Ort der Handlung: Baden-Baden.

Zimmer in einem Gasthof. Im Hintergrunde eine Thür. Auf jeder Seite nummerirte Türen. Auf der rechten Seite der Bühne ein Treiler, dem Zuschauer sichtbar Balkon. Zwischen der Thür und dem Balkon ein Schrank. Rechts an der Thür zur Linken ein Tisch mit Schreibzeug. Im Hintergrunde, nach rechts, ein Tisch, Sopha, Stühle u. s. w. Auf dem Tisch ist das Frühstück servirt.

Erste Scene.

Werner. Helene (am Frühstückstische sitzend).

Werner (am Tisch, rauchend, eine Zeitung in der Hand). Nun, Helenschén, bist Du zufrieden? Hatte ich nicht Recht, als ich Dir von Baden-Baden vorzuschwärzte? Sieh Dich einmal um: dies Zimmer — dieser Kaffee (schaut den Kaffee) — diese Cigarren und vor allen Dingen (steht auf und sieht durch Fenster) diese Landschaft! Selbst einen Goldmenschén, wie ich bin, stürzt sie in die Unkosten einiger Hochgefühle. Komm einmal her, Helene, und sieh durch dies Prospectiv. (Helene steht ab.) Nun, was sagst Du? Was meinst Du dazu?

Helene (gleichgültig). Recht nett! Ganz hübsch!

Werner. Recht nett! Ganz hübsch! So? Und weiter nichts? — Aber, Helene, das ist ja eine Beleuchtung, ein Lichtzauber à la Silberbrandt. Und diese Fontainen! Dieses Quellen und Gurgeln und Rieseln — o über alle Beschreibung! Und dort drüben, die dunkige Form mit den feinen träumerischen Linien — Glaube-

Lorraine, wie er leidet und lebt! (Seht sich.) Und die Kellner! Ein Gemüth haben diese Brute hier! Denke Dir: gestern rede ich so einen brunnetten Garçon französisch an, und er antwortete mir — deutsch, ja wohl, deutsch! Seitdem ich diese patriotisirten Kellner entdeckt habe, glaube ich fest, daß die Menschheit auf dem Wege zur Vollkommenheit begriffen ist. (Er bemerkt, daß Helene gestimmt ist.) Aber Du frühstückst ja gar nicht, liebes Kind. Wovon denkst Du?

Helene (sich zusammennehmend). Ich? An nichts. Wovon sollte ich auch denken? — Reisen wir bald wieder ab, Georg?

Werner. Du äuferst Dich ja recht freundlich über Baden-Baden! Indessen, wenn Du willst, können wir schon morgen unsere Zelte hier abbrehen.

Helene. Ach ja, lieber Mann; bitte, bitte!

Werner. Helene, sieh mich einmal an! (Da sie sich abwendet, nimmt er ihre Hand.) Du bist traurig, Helene!

Helene. Ich, traurig? Gott bewahre. Gewiß nicht, lieber Georg. — Willst Du nicht noch ein Stückchen Zucker?

Werner. Kind, gib Dir keine Mühe, Dich zu verstellen. Du bist traurig, und zwar seit unserer Abreise von München. Was kannst Du nur haben? Sonst pflegtest Du auf der Reise vergnügt und heiter zu sein — weißt Du noch,

damals in der Schweiz, wie wir ganz verfahren darauf waren, mit Muth, Gottvertrauen, Führen und Stricken betraffnet, unser Leben auf den Spizzen verschiedener Eisberge zu balanciren?

Helene. Um Gottes willen, Georg, schweig! Erwinnere mich nicht an jene unglückselige Schweizer-Reise.

Werner. Du hast Recht. Ich bin auch wirklich zu zerkrent! Dir kann diese Erinnerung nicht fataler sein, als sie es mir ist. — Der arme Junge!

Helene. Sterben zu müssen, so jung, so gut, so schön!

Werner. Ich hatte den treuen frischen Menschen wirklich liebgewonnen. Auf unleren Bergwanderungen war er stets an meiner Seite. Du warst auch immer dabei. Ja, welcher vernünftige Mensch kommt aber auch darauf, sich das Leben zu nehmen! Hätte es nicht in den Zeitungen gestanden, ich hätte es nimmermehr geglaubt. Und kein Mensch weiß eigentlich so recht, warum er sich auf diesem ungewöhnlichen Wege der Badesellschaft empfohlen hat.

Helene. O doch, Georg, doch! Niemand — *derjenige, dem es darum geht, das Leben zu nehmen* — getrieben.

Werner. Unglückliche Leidenschaft — warum nicht gar? Ich sage Dir ja, er war ein ganz vernünftiger Mensch.

Helene. Nun, und was beweist das? Meinst Du, daß Vernunft und Selbstmord sich ausschließen?

Werner. Gewiß. Ein Selbstmörder ist ein Narr, der einen Dummkopf tötet.

Helene. Du freilich, Du glaubst nicht an eine große Leidenschaft — Du würdest Dich niemals aus Liebe tödten — Pedant!

Werner. Gott bewahre mich davor!

Helene. Nicht einmal für Deine eigene Frau!

Werner. Wenigstens würde ich es äußerst ungern thun. Ich würde mir sagen: Georg, entweder betrübst du die Frau, die du liebst, auf das schmerzlichsche durch deinen Tod, und das wäre eine Gewissenlosigkeit, eine Grausamkeit — oder die Schlange frohlockt über das Ende deines Lebens und den Anfang ihrer jungen Wittwenhaft; und in diesem Falle, gestehe ich, würde ich nicht die geringste Lust verspüren, das Entrée zu ihren Amusements mit meinem Leben zu bezahlen.

Helene. Du argumentirst nicht übel; Du

vergiffest nur das Eine: Wer wahrhaft liebt, der reflectirt, der philosophirt überhaupt nicht.

Werner. Der — stirbt! Nicht wahr? — Ich bi nun thrichtig genug, mir einzubilden, daß ich Dir lebendig mehr nützen kann als todt, hinter meinem Comtoirtisch mehr als da unten im Grabe. Habe ich nicht Recht, Helene? Thue ich nicht, obgleich ich lebendig bin, alles Mögliche, um Dich zur glücklichsten Keinen Bankiersfrau Berlins zu machen? (Gering.) Lenken, liebes Lenken, sollte mir das wirklich so wenig gelungen sein?

Helene. Aber, lieber Georg, wer sagt denn das?

Werner. Wirklich, mein Kind, ich begreife gar nicht, wie Du ohne mich leben wollest, ohne meine Liebe, ohne mein Geld. Ich versichre Dir, wenn Du — was der Himmel verhüten möge — einst Wittve werden solltest, es würde mich mehr um Deinet: als um meinewilligen schmerzen.

Helene. Ich weiß es ja längst, daß Du der beste Gatte, der beste Mensch, der beste Bankier bist — ja, ganz gewiß.

Werner. Dein Beifall ist mein Stolz. Doch *derjenige, dem es darum geht, das Leben zu nehmen* — lieber einen Blick in dies reizende Thal und athme die reine frische Bergluft, das wird Dir wohlthun.

Zweite Scene.

Engen. Eugen.

(Während Werner durch die offene Balkenthür hinaus erscheint Eugen leise durch die Mittelhür im Hintergrunde. Helene einen Brief zeigt, den er in der Hand trägt.)

Helene (ihm eckelnd, erschrocken). O mein Gott Eugen (Rüsten). Still! (Er zeigt dringend auf den Brief und bittet sie durch sein Altmenspiel, den selben zu nehmen.)

Helene (leise). Unmöglich!

Werner (sich umwendend). Ist Jemand da? (Eugen ist schnell durch die Thür wieder verschwunden.) Sprachst Du mit mir, mein Kind?

Helene (verwirrt). Ich? — Ja wohl — ich fragte Dich — ob Du wohl bemerkt hättest! —

Werner (immer noch in der Balkenthür). Du meinst den Reisewagen, der da unten vor dem Hôtel hält? Ja wohl; eine Dame steigt aus — ein allerliebsteßes grazidieses Persönchen. (Wenn sein Vorgang.) Holla! sehe ich recht? Lenken kann mich nicht Alles täuschen — kein Zweifel sie ist es. Helene, wenn Du wüßtest! — — Rathe einmal, rathe!

Helene (bemüht sich zu lachen). Aber wer ist es denn? Kenne ich sie?

Werner. Das will ich meinen! Eine kleine, pitante, reizende Wittve — — denk' an die Pension!

Helene. Camilla?

Werner. Betroffen! Ich halte sie wenigstens dafür.

Helene. Wie ist das möglich? Wie sollte Camilla gerade jetzt nach Baden-Baden kommen? Und allein? Ich muß mich davon überzeugen — — laß mich hinunter.

Werner. Bleibe lieber einstweilen hier. Das Gepäck scheint ihr Angelegenheiten zu machen; ich will ihr meine Dienste anbieten und bei dieser Gelegenheit mir Gewißheit verschaffen, ob sie es wirklich ist.

Helene. Warte doch — — bitte, laß mich hier nicht allein! Ich will mitgehen.

Werner. Was fällt Dir ein? Fürchtest Du Dich etwa hier bei hellem Lichtem Tage? Ich könnte mich ja doch wohl getäuscht haben. Warte hier; ich bin im Augenblick wieder da. (ab.)

Dritte Scene.

Helene. Gleich darauf Eugen.

Helene. Georg läßt mich allein. Wenn er inzwischen käme — — — mein Gott, da ist er schon!

Eugen (schnell eintretend). Aus Mitleid, gnädige Frau, nur aus Mitleid nehmen Sie diesen Brief!

Helene. Nimmermehr. Welches Recht, mein Herr, habe ich Ihnen gegeben — — —

Eugen. Leider keins! Aber hören Sie mich an — nur einen Augenblick! — Seit fünf Tagen folge ich Ihnen, stumm wie das Grab. Seit einer Woche, gnädige Frau, bete ich Sie an. Ich kam nach München, sah Sie und — liebe Sie. Ist das meine Schuld? Plötzlich reißen Sie ab, heimlich, des Nachts, ohne Abschied. War das recht, meine Gnädige? Nein Schmerz läßt mir noch so viel Bestimmung, ein Eisenbahnbillet zu lösen und mich in ein Coupé zu stürzen, um Ihnen zu folgen.

Helene. Diese Verfolgung eben, die Ihnen so viel Vergnügen zu machen scheint, finde ich absurd.

Eugen. Sagen wir: unverstämmt.

Helene. Wohin ich den Blick wenden mag, treffe ich Ihr Auge — — —

Eugen. Ich liebe Sie!

Helene. Wenn ich vor einem Hölde absteige, sind Sie es, der den Schlag meines Wagens öffnet — — —

Eugen. Ich liebe Sie!

Helene. Heberall Sie, und immer Sie! — — —

Eugen. Wenn das „Sie“ Ihnen lästig fällt, sagen wir „Du“!

Helene. Ich frage Sie, mein Herr, ob ein Mann von Ehre ein solches Benehmen vor seinem Gewissen rechtfertigen kann!

Eugen. Nicht im mindesten. Sie haben vollkommen Recht: mein Benehmen ist unverantwortlich — nennen Sie es verbrecherlich, wahnfinnig; nennen Sie es, wie Sie wollen! Wer aber gibt Ihnen das Recht, Vernunft und Besonnenheit von mir zu verlangen? Fordern Sie Liebe von mir — — —

Helene. Welche Sprache gegenüber einer verheiratheten Frau!

Eugen. Verheirathet! Ich glaube nicht an die Ehe; ich glaube nur, daß Sie unaussprechlich reizend sind! (Wiß ihre Hand wagen; so entzieht ihm dieselbe.)

Helene. Entfernen Sie sich, mein Herr, auf der Stelle! Sie, ein mir völlig fremder Mann, wagen es — — —

Eugen. Fremd? Wollig fremd? Keineswegs. Ich brauche nur ein Wort zu sagen, und Sie erfahren, daß ich einer Familie angehöre, welche das Glück hat, von Ihnen nicht nur gekannt, sondern auch — leider nur theilweise — geliebt zu werden. Ich werfe mein Incognito ab und — — —

Helene (die nur halb hingehört hat). Um Gottes willen schweigen Sie! Ich höre dranhin Geräusch. (Geht nach der Thür.)

Eugen (für den Weg vertretend). Besorgen Sie nichts, gnädige Frau; ich bin der discreteste Mann unter der Sonne.

Helene. Gehen Sie, gehen Sie! Ich werde versuchen zu vergessen, was Sie gesprochen haben. (Bei Seite.) Ich sitze vor Angst!

Sie werden diesen Brief lesen!

Helene. Ich werde ihn nicht lesen.

Eugen. Er ist mit meinem Herzblut geschrieben!

Helene. Und wenn er auch mit Tinte geschrieben wäre — gehen Sie!

Eugen. Sie wollen ihn nicht lesen? Gut — so verbrennen Sie ihn wenigstens; aber nehmen müssen Sie den Brief.

Helene (voll Angst). Für sich. Es ist Camilla's Stimme. Wenn mein Mann mich hier

träße, allein mit einem Fremden! (Raus.) Entfernen Sie sich so schnell als möglich! Sie sehen meine Angst; ich bitte Sie flehentlich darum! (Sitzt ab durch die Mittelthür im Hintergrunde.)

Eugen (wilt ihr folgen). Nur ein Wort noch, ein einziges Wort!

Vierte Scene.

Eugen (allein). Reht nach dem Vordergrunde zurück und zerrißt den Brief). Und ich behalte meinen Brief! Schade — er war mit einem Feuer geschrieben, keine Lucretia hätte ihm widerstehen können. — Was nun? Ob ich mein Vorhaben aufgebe? — Unmöglich! Erstens liebe ich die kleine Spröde in der That ganz wahnsinnig; und dann, so ohne jeden Erfolg das Feld zu räumen, wäre gegen meine Ehre. Ohne Kampf kein Sieg; kämpfen wir also und wagen wir das Neueste! Dort ist ein Balcon. Dieser Gasthofs-Balcon steht jedem Fremden zur Benutzung frei. Nehmen wir unsere Position und warten wir ab; vielleicht haben wir später mehr Glück. (Tritt auf den Balcon, dessen Glasthür er von außen schließt.)

Fünfte Scene.

Camilla. Helene. Werner. Eine Kammerjungfer. (Camilla und Helene treten Arm in Arm ein. Werner, mit Gepäc beladen, folgt ihnen. Die Kammerjungfer, ebenfalls Gepäc tragend, folgt Werner.)

Camilla. Ich kann Dir nicht sagen, meine liebe theure Helene, wie ich mich freue, Dich wiederzusehen, und so unverhofft.

Helene. Für mich ist es eine wahrhaft märchenhafte Ueberraschung. (sich umschauend. Sie sa.) Ich athme auf; er ist fort!

Camilla (zur Kammerjungfer, auf eine Thür zur Linken zeigend). Frage das Gepäc nach Nr. 6, das ist mein Zimmer.

Werner (seinen Kasten von Mahagoniholz haltend). Und was soll mit diesem wuchtigen Kasten geschehen?

Camilla (zögeln). An dem habe ich keinen Theil; mein liebenswürdigster Bruder hat ihn mir aufgebürdet — so viel ich weiß, ist es ein Pistolenkasten. Sie haben wohl die Güte, ihn einsteilen auf den Tisch zu stellen. — Mein Bruder und ich, wir haben uns hier in Baden-Baden ein Rendez-vous gegeben. Ich komme aus Rom, er aus Paris oder irgend einer andern Weltstadt Europa's. Unter uns gesagt, mein guter Bruder Eugen ist ein wenig mauvais sujet. Er hat so etwas von Don Juan oder Mansfred oder sonst einem fashionablen Ungeheuer in sich,

ist aber übrigens ein ganz charmanter junger Mann. Soll ich Dir etwas verrathen, Helene? Er schwärmt für Dich.

Helene. Ohne mich jemals gesehen zu haben? Camilla. Nach dem, was ich ihm von Dir erzählt habe. Er behauptet, Du müßtest reizend sein. Sind Sie eifersüchtig, Herr Werner?

Werner. Ein Othello bin ich gerade nicht; indessen möchte ich doch nicht für meinen Gleichmuth stehen, wenn Jemand sich erdreisten sollte, Helenen ernstlich die Cour zu machen. Allein daran ist wohl nicht zu denken; bis jetzt wenigstens hat noch Niemand es gewagt, auch nur mit einem Blicke, geschweige denn — — —

Helene (steht zu Werner). Sei nicht böse, Georg. Du weißt, ich habe keine Geheimnisse vor Dir; aber sie (auf Camilla deutend) will mir etwas anvertrauen. Du verstehst?

Werner (steht). Ich verstehe. (ant.) Verehrteste Freundin, Sie entschuldigen mich wohl, wenn ich Sie jetzt verlasse; ich habe noch einige Einkäufe für meine kleine Tyrannin zu besorgen.

Helene. Wirst Du schon fort, lieber Georg?

Werner. Ich muß. Adieu, mein Kind; auf Wiedersehen, gnädige Frau. Ich lasse Sie Beide mit gutem Gewissen allein; spricht sie, die Schlange, schließt von mir, dann ist es pure Verläumdung. Es ist eine Schwäche von mir, aber ich liebe diese kleine Person weit über ihr Verdienst. (Ab.)

Sechste Scene.

Helene. Camilla.

Helene. Meine einzige, liebste Camilla, wie lange, wie unendlich lange haben wir uns nicht gesehen!

Camilla. Nicht ein einziges Mal seit der Pension. Was liegt Alles zwischen damals und heut!

Helene. Was haben wir seitdem erlebt, gefühlt, gelitten!

Camilla. Wir haben uns inzwischen Beide verheirathet, Du in Berlin, ich in Wien.

Helene. Und bist Du glücklich gewesen, Camilla? Ich habe eine Photographie Deines Mannes gesehen. Was für ein schöner glänzender Cavalier!

Camilla. Sehr glänzend, in der That! Darum bedurfte er auch stets eines leichten Firnisses von Scandal, um seine Reputation zu conserviren. So glänzend war er, daß er schließlich um einer Tänzerin willen, aus der er sich nichts machte, die aber gerade in der Mode war,

sich im Duell erschießen ließ. Uebrigens haben wir niemals ein unfreundliches Wort mit einander gewechselt — wir liebten uns nicht.

Helene. Arme Camilla! Und Du, so lebenslustig, so voll sprudelnder Heiterkeit, wie hast Du Dein Schicksal getragen?

Camilla. Ungefähr so, wie die meisten Frauen in meiner Lage es getragen haben würden. Im ersten Jahre grämte ich mich still weg, ohne alle Hintergedanken. Ich war eine lebendige Stiege: thranenden Auges wandelte ich umher; was ich sprach, waren — Seufzer, was ich dachte — Jammer. Im zweiten Jahre fing ich an nachzudenken. Ich hielt Monologe; ich sagte mir: Camilla, du könntest so glücklich sein! Warum bist du es nicht? Warum müßt du, wie Tantalus, im Ueberflus darben? Warum darfst du nicht glücklich sein? Warum nicht? — Ich sah zwei Wege vor mir. Der eine führte zu einem stillen Landstüb, einer Art Kloster, in einer schönen Gegend, wo ich, ein Bild erhabener Tugend, einsam mit meinem Schmerz und meinem Pianino, auf die Freuden des Jenseits hoffend, meine Erdentage gottselig hätte beschließen können. Fast hätte ich diesen Weg eingeschlagen; aber, Helene, ich fürchtete — vor Langeweile zu sterben. Womit sollte ich die Pausen zwischen dem Diner und dem Clavierpiel ausfüllen? In allen Romanen, die ich gelesen, mochten sie auf der Höhe oder in der Tiefe spielen, pflegten die Frauen, die sich der Einsamkeit ergaben, ihre Musikstunden, außer mit Russik mit — Neue auszufüllen. Nun frage ich Dich: woher sollte ich, ein auf Olymps Altar schuldlos geopertes Lamm, die Neue nehmen?

Helene. Aber sagt man nicht, liebe Camilla, daß im Bewußtsein strenger Pflichterfüllung ein achtet und reines Glück zu finden sei? Sagt man nicht — —

Camilla. Was sagt man nicht Alles! — Ich habe keinen Ehrgeiz, und ich will Dir offen gestehen, daß der zweite Weg, den ich vor mir sah, mir verlockender erschien. Nachdenken erzeugte bei mir die Erkenntniß, daß es einfach die Pflicht eines jeden Menschen sei, sich keinen Antheil an den Genüssen des menschlichen Lebens zu verschaffen — (saatso) wie sich von selbst versteht, ohne der ehrenwerthen Dame Wozal zu nahe zu treten.

Helene. Ich hätte nie geglaubt, daß Du so leichtfertig denken könntest.

Camilla. Meinst Du? — Ich kann Dir sagen, Helene: Nichts richtet den Menschen

mehr zu Grunde als Unglück. Wer nicht geliebt wird, ist nur der Schatten eines Menschen, überall einsam. Und darum fühlte ich mich von einer maßlosen Sehnsucht nach Glück und Liebe erfaßt. Da, im entscheidenden Augenblick — —

Helene. Befannst Du Dich zur guten Stunde eines Besseren — nicht wahr, meine Freundin?

Camilla. Da — starb mein Gatte, und ich war frei.

Helene. Und willst es bleiben? Verzeihe der Freundin diese Frage.

Camilla. Du kann ich es anvertrauen, Helene. Denke Dir, ich habe einen wahren Dariuschreich begangen: ich habe mich verliebt.

Helene. In wen?

Camilla. In einen jungen Kaufherrn, einen gebornen Hamburger, den ich im vorigen Jahr in Helgoland kennen gelernt.

Helene. Und erwidert er Deine Reizung?

Camilla. Natürlich! Oder vielmehr umgekehrt: ich erwidere die seinige. Er ist sehr reich; ich habe mich aber vorläufig noch nicht entschließen können, ihn zu heirathen.

Helene. Und warum nicht?

Camilla. Weil er mich — zu sehr liebt.

Helene. Das ist ja gar nicht möglich.

Camilla. Doch, Kind! Seine Seele steht immer in Brand.

Helene. Ach, Du Glückliche! Ein solcher Mann war immer der Traum meiner Jugend. Ich jage Dir, Camilla, es gibt phlegmatische Männer, die — —

Camilla. Aber, Kind, Du stößt ja voll netter Vorurtheile! Glaube mir, jede Liebe hat ihre Illusionen, und jede Illusion hat ihren Lendemain. Selbst der feurigste Vulkan beruhigt sich, der Sturm todt aus — was dauern?

Helene. Sag fein. Und doch — glühe mein Georg Deinem Verliebten — —

Camilla. Warum nicht gar! Ein Bankier und ein Vulkan! Danke dem Himmel, daß er Dir einen soliden dauerhaften Mann geschenkt hat, der Dich ohne alle Frage von Herzen liebt.

Helene. Er ist ein guter, ein wahrhaft guter Mensch; aber, Camilla, er ist ein Alltagsmensch, und die Seele will doch auch einmal ihren Sonntag haben. Ich kann das Gefühl nicht los werden, als erwartete mein Herz noch immer — —

Camilla. Jrgend wen?

Helene. Wenigstens irgend was! Ich empfinde an seiner Seite nie so recht mein volles ganzes Leben. Sieh z. B. gestern: entzückt stehe ich in der herrlichsten Morgenlandschaft neben ihm. Unter Seelenschauren leuchtet mir die ganze Natur wie in Rosenfeuer auf. Liebermann von Glückseligkeit ergreife ich seine Hand und flüstre: „Georg!“

Camilla. Und er?

Helene. Er? Fragt: „Venken, soll ich den Kaffee bestellen?“

Camilla. „Venken?“ Allerdings! Hätte er Dich wenigstens „Helena“ genannt.

Helene. Ein ander Mal — es war im Mondenschein; ein elektrischer Glanz legte sich um Busch und Baum, und süße, heilige Dämpfe entströmten den Kelchen der Blumen. Ich stehe, an seine Schulter gelehnt, wortlos, von dem leidenschaftlichen Zauben der Mondnacht ganz umstrickt. Und er, Camilla — —

Camilla. Steckt sich doch nicht etwa eine Cigarre an?

Helene. Nein, viel schlimmer als das: er — gähnt fürchterlich. Was ist ihm die Majestät des Sternenhimmels, was das geheimnißvolle Weben der Sommernacht? Er gähnt!

Camilla. In der That, liebes Kind, ich bin erstaunt über Deine schwärmerische Ueberschwänglichkeit. Sei vernünftig; nimm Deinen Mann wie er ist, und erwidre seine Liebe — man wird nicht alle Tage geliebt! Wenn das übrigens Deine einzige Sorge ist — —

Helene. Es ist nicht die einzige. Ach, Camilla, seit einigen Tagen bin ich in einer verzweiflungsvollen Lage, und — was das Schlimmste ist — muß ich meine Stimmung vor meinem Mann sorgfältig verbergen.

Camilla. Und warum?

Helene. Es handelt sich um ein Abenteuer.

Camilla. Was? Ein Abenteuer? Und davon hast Du mir noch kein Wort gesagt?

Helene. Ein junger Mann hat sich in mich verliebt. Er ist uns von München aus bis hierher gefolgt. Denke Dir nur: noch vor wenigen Minuten stand er hier in diesem Zimmer und wollte mich zwingen, einen Brief von ihm anzunehmen.

Camilla (lachend). Ha, ha, ha! Und das erzählst Du mir mit so komischem Ernst? Was ist denn daran so Erschreckendes? Weißt Du, ich finde nichts amüßanter als so ein kleines Abenteuer. — Ist er hübsch?

Helene. Sehr. Er hat große blaue Augen.

Camilla. Nun, so wirst Du Dich um so besser amüßren.

Helene. Amüßren? Camilla, wenn ich bemerke, daß Jemand ein außergewöhnliches Interesse an mir nimmt, dann gerathe ich in eine unbeschreibliche Angst, und ich verliere Dir —

Camilla. Aber Helene, wir können doch nicht gleich um Hilfe schreien, wenn sich Einer in uns verliebt!

Helene (ihr die Hand drückend, bewegt). Sprich nicht so, Camilla. Bernimm denn und wisse: ich habe den Tod eines Menschen auf dem Gewissen.

Camilla. Ist das wahr? Den Tod eines Menschen? Erkläre Dich!

Helene (um sich blickend, nach einer kleinen Pause). Wir sind allein, ich will Dir Alles sagen. Es ist jetzt zwei Jahre her. Wir hielten uns in Interlaten auf, als ein junger Mann dort erschien, den Niemand kannte. Er wurde Herr Frey Heinrich genannt; allein Jedermann wußte, daß dies nicht sein wirklicher Name war. Man hatte allerlei Vermuthungen über ihn und den Zweck seines Aufenthalts; Manche glaubten, daß eine geheime politische Mission ihn nach der Schweiz geführt habe. Werner schloß sich dem jungen Mann auf das Freundschaftlichste, ja, mit einer gewissen Herzlichkeit an. Du erräthst — —

Camilla. Ich errathe. Herr Incognito verliebte sich sterblich in Dich. Und Dein Mann? Helene. Werkte nichts.

Camilla. Der brave Mann!

Helene. Frey stand mir keine Liebe. O könnte ich Dir seine Worte wiederholen! Er sprach so innig, so leidenschaftlich — ich höre noch den Ton seiner Stimme — ach! Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich ihn streng in seine Schranken zurückwies.

Camilla. Natürlich!

Helene (immer bewegt). Eines Tages kam er zu mir, aufgeregter, leidenschaftlicher denn je. Sein Antlitz war bleich, die Augen in Thränen gebadet; er bat, er beschwor mich um ein Wort des Mitleids, ein kleines Wort der Hoffnung. Camilla, mir blutete das Herz; aber keine Miene verrieth, was in mir vorging. Voll Verzweiflung verwünschte er sein Leben, ersehnte er sich den Tod. Endlich ging er — und — —

Camilla. Du riefst ihn nicht zurück?

Helene. Ich rief ihn nicht zurück — er kam von selbst. An der Thür wandte er sich

nach einmal um; seine Stimme klang wie die eines Sterbenden, als er die Worte sprach, jene Worte, die sich unaussprechlich in meine Seele gebrannt haben, die ich noch auf meinem Sterbelager hören werde.

Camilla. Welche Worte?

Helene. „Ich bin vom Stamme jener Isra, welche sterben wenn sie lieben!“ — Er ging. Ich sah ihn nicht wieder — ich werde ihn niemals wiedersehen. Am folgenden Tage stand im Journal von Interlaken ein Wort, das mich fast wahnsinnig machte; es hieß: Selbstmord.

Camilla. Der Unglückliche hatte sich das Leben genommen?

Helene. Ja. Ein Brief, den er an seinen Diener zurückgelassen, bestätigte, daß sein Entschluß ein vorbedachter gewesen. Man stellte die sorgfältigsten Nachforschungen in der ganzen Umgegend an. Endlich fand man am Rande eines Abgrundes —

Camilla. Seine Leiche?

Helene. Seinen Hut.

Camilla. O mein Gott! Das ist ein trauriges Abenteuer.

Helene. Am meinethwillen gab er sich den Tod. Ach, Camilla, was soll eine Frau thun, die so geliebt wird?

Camilla. Im Allgemeinen soll sie wieder lieben. Aber freilich, es giebt Ausnahmefälle, wie der Deinige, wo die Moral — — Höre, das ist wirklich eine entsetzliche Geschichte. Dieser Frey hätte Dich ernstlich compromittiren können; er hat mit einem unverzeihlichen Leichtsinne gehandelt.

Helene (stark). Leichtsinne nennt Du, was mir erhaben erscheint? Er hat mir sein Leben geopfert; glaube mir, an ihm ist ein großes Herz zu Grunde gegangen.

Camilla. Um Gottes willen hör' auf, Helene! Am Ende bereuist Du noch Dein strenges Betragen!

Helene. Der Unglückselige! Hätte ich ahnen können — —

Camilla. Du hättest doch nicht — —

Helene. Gewiß nicht, Camilla; Du kennst ja meine Grundzüge. Aber im Grunde ist doch Alles leichter zu ertragen, als die Schuld an dem Tode eines Menschen.

Camilla. Nun, Deine Grausamkeit läßt sich nun einmal nicht rückgängig machen. Darum klage nicht mehr um den Todten, sondern den! an Deinen Gatten.

Helene. Ach, die Gatten! Die bringen sich niemals um!

Camilla. Das fehlte auch noch!

Helene. Immer sehe ich ihn vor mir, den Lobeshymne auf der bloßen Stirn! Es ist genug an dem einen Opfer; nicht zum zweiten Male würde ich den Muth haben, einen Menschen um meinethwillen dem Verderben geweiht zu sehen.

Camilla. Um auf Deinen Münchener Unbekannten zurückzukommen, der wird doch nicht etwa auch mit Nordgedanken, Schießegewehr und Abgründen umgehen?

Helene. Der Himmel verhöte es! Ich habe ihn mit einer Würde abgewiesen, mit einer Strenge, daß ihm nichts übrig bleibt, als auf der Stelle abzureisen.

Camilla. Ihr seid doch Beide, Du und Dein Mann, ein Paar treffliche Menschen. Und jetzt, mein liebes Helenechen, nimmst Du es mir wohl nicht übel, wenn ich mich auf kurze Zeit zurückziehe? Meine Toilette bedarf einiger Retouche, und mein Bruder kann jeden Augenblick eintreffen.

Helene. Wie? Um Deinen Bruder zu empfangen, willst Du Dich puzen?

Camilla. Möglich, daß er nicht allein kommt. Ich habe zwar einem gewissen Jemand streng unterlagt, mich hier aufzuhalten; allein geschweh denn die Männer sind immer, wie sie wollten! Also, Helene, auf Wiedersehen! (wird in ihr Zimmer.)

Helene. Ich will einmal nachsehen, vielleicht ist Georg schon zurück. (Wie sie sich nach der Balconthür wendet, tritt Eugen, der während des Vorigen schon mehrmals zur Thür hereingesehen und durch sein Niemenpiel zu verstehen gegeben, daß er Alles gehört hat, ihr entgegen, mit wirrem Haar, nachlässigem Anzuge und allen Zeichen äußerster Aufregung.)

Siebente Scene.

Helene. Eugen.

Helene (ihn erblickend). Schon wieder er! Wo noch hier? Ich bin allein — geschwind! (Wie will fort.)

Eugen (mit dem Ausdruck wahrer Leidenschaft). Einen Augenblick! — Gnädige Frau, ich besah mich bereits auf dem Wege nach Amerika. Schon wurde die Entfernung, die uns trennte, größer und immer größer — —

Helene. Das hatte ich von Ihnen erwartet, mein Herr.

Eugen. Fliehen wollte ich diesen Ort, obgleich eine geliebte Schwester mich hier erwartet.

Helene. Was sagen Sie?

Eugen. Ja, ich bin der Bruder Ihrer Freundin, Camilla's Bruder.

Helene (erschrocken). Eugen von Mansfeld? — Erlauben Sie, ich will Camilla sogleich benachrichtigen.

Eugen (sie zurückhaltend). Es ist unnütz. Nicht um meiner Schwester willen bin ich zurückgekehrt; ich bin gekommen, um Sie, gnädige Frau, noch einmal, zum letzten Mal zu sehen. (Helene macht eine abweichende Bewegung.) Gut! Fahren Sie so fort! Treiben Sie mich durch Ihre Kälte zur Verzweiflung! Keine Klage soll über meine Lippen kommen; aber mein Entschluß ist gefaßt.

Helene. Ich verhehe Sie nicht — ich wage nicht — aber, Herr von Mansfeld, muß ich Sie denn wieder und immer wieder daran erinnern, daß ich verheiratet bin?

Eugen. Warum sind Sie verheiratet?

Helene (ängstlich). Mein Gatte — — —

Eugen. Was hindert mich, Ihren Gatten umzubringen? Er wäre der erste Gatte nicht, der seine Annahmung mit dem Leben bezahlt hätte!

Helene. Welche Annahmung? Daß er mich liebt — — —

Eugen. Was für ein Recht hat er, Sie zu lieben? Wie kommt er dazu, der Philister, der im Stande ist zu gähnen, wo unsere Seelen, Helene, erglühen würden! (Helene zuckt zusammen. Stenisch.) Ach, Helene, wir könnten so glücklich sein! Unsere Herzen haben für tausend Empfindungen Raum!

Helene. Ich sollte treulos meine Pflicht verrathen? Nimmermehr!

Eugen. Ich sollte feig dem heißen Triebe in meiner Brust entlagen? Nimmermehr!

Helene. Ich verachte eine Liebe, die der Ehre haar ist.

Eugen. Ich verachte eine ehrbare Herzlosigkeit.

Helene. Verlassen Sie mich, Herr von Mansfeld! Schon die Vorstellung eines solchen Unrechts macht mich schauern. Vonnöthen wir diesen Streit!

Eugen. Wie jeden Streit unter Liebenden! (Will sie umarmen.)

Helene (ihn abweisend). Herr von Mansfeld!

Eugen. Gut! So weihe ich mich dem Untergang! Schon sehe ich den Abgrund, in welchen meine Leidenschaft mich hinabstürzt —

Helene (schmerzlich). Abgrund? Unglückseliger!

Eugen. Mein Leben, Helene, gehört Dir; und Du willst nicht, daß ich lebe!

Helene (erschrocken). Sie nennen mich „Du“, mein Herr?

Eugen. Kann ich denn anders? Lieben wir uns nicht, Helene?

Helene. Schonen Sie meiner, Herr von Mansfeld! Ich bitte Sie inständigst, im Namen Ihrer Schwester, die Ihnen so ädeltlich zugehan ist.

Eugen. Und ich beschwöre Sie im Namen dieser selben Schwester, — Helene, Deine Liebe oder der Tod! (Sinkt ihr zu Füßen.)

Helene (für sich). Wehe mir! Ich bin von Selbstmördern umringt! Eine zweite Medusa, entziehe ich dem Leben, wer mich erblickt. Und die arme Camilla! O mein Gott, sie hat nur diesen einzigen Bruder! (Wie sie sich umsieht, gewahrt sie Eugen, der inzwischen aufgestanden und an den Tisch getreten ist, auf dem der Pistolentasten liegt. Er ist beschäftigt, den Leutern zu essen.) Was thun Sie da?

Eugen (der ein Pistol herausgenommen hat). Ich erwarte Ihren Richterpruch. Das Hentleramt besorge ich selber.

Helene (halltaut). Ich fühle mich einer Ohnmacht nahe.

Eugen (im Tone der Verzweiflung). Sie wollen also, daß ich sterbe?

Helene. Wahnsinniger!

Eugen. So habe denn das Schicksal seinen Lauf! Wehe Ihnen, wenn Sie wagen sollten, es aufzuhalten!

Helene. Eugen! Eugen!

Eugen. Sie ruft meinen Namen!

Helene (zu ihm schwankend). Nein, Nein! Niemals — nimmermehr darf das Neueste geschehen! Wohlan denn, sprechen Sie! Was wollen, was fordern Sie von mir?

Eugen (sich schnell nähernd). Was ich fordere? Geliebte Helene, nichts, gar nichts, als nur einmal mit Ihnen ungeschädigt reden zu dürfen. Wollen Sie?

Helene. Mein Gatte muß jeden Augenblick zurückkehren.

Eugen. Gut. Also später — um vier Uhr, in diesem Zimmer. Ich werde Ihren Gatten zu entfernen wissen.

Helene. Und dann?

Eugen. Und dann — — — ich verlange so wenig, fast nichts. Wahre Liebe ist so bescheiden, Sie wissen gar nicht, wie bescheiden!

Helene. Und um diesen Preis liefern Sie mir ihre Waffen aus?

Eugen. Sofort.

Helene. Schnell, geben Sie her! (Eugen will ihr den Raufen übergeben; sie weicht ängstlich zurück.)

Nein, ich mag diese Noordinstrumente nicht anrühren. Verschießen Sie den Kasten und stellen Sie ihn dort in jenen Schrank.

Eugen. Wie Sie befehlen. (Er stellt den Kasten in den im Hintergrunde befindlichen Schrank und tritt zurück. Helena eilt zu dem Schrank und verschließt denselben.) Was thun Sie?

Helene. Ich verschließe den Schrank und verwahre den Schlüssel. (Steckt den Schlüssel in ihren Gürtel.) So — nun bin ich ruhiger.

Eugen. Und Sie werden Ihr Versprechen halten?

Helene. Ich werde erfüllen, was ich versprochen habe. Aber jetzt verlassen Sie mich! Schnell! (Wißt ab in ihr Zimmer.)

Eugen (ihr nachsehend und nachwinkend). Um vier Uhr! (Die Thür schließt sich hinter ihr.) Da wären wir unserm Ziel um einen Riesenschritt näher gekommen. (Seht Paar ordnend, pathetisch erklärend.) „Ich bin vom Stamme jener Aera“, oder: „Deine Liebe oder der Tod!“ — Freilich, besonders ebel ist das Mittel nicht; indessen in der Liebe wie im Kriege gilt jede List, und ich liebe diese reizende Frau, wie ich noch keine je geliebt — wenigstens so viel ich mich erinnere.

Achte Scene.

Eugen. Oswald.

Oswald (eintretend). Vermischte Eisenbahn! daß sie gerade heut wieder den Anschluß verfehlen mußte! Dadurch habe ich einen halben Tag verloren.

Eugen (ihn erklärend). Wie? Sehe ich recht? Heinrich Oswald! Du selber, unser Hamburger Verliebter! Bestens willkommen, lieber Freund!

Oswald (ihn umarmend). Und Du, Eugen, bereits vor mir angelangt? Bist Du schon lange hier?

Eugen. Seit wenigen Stunden. Auch meine Schwester ist erst vor Kurzem angekommen.

Oswald. Und ich Unglücksvogel war nicht da, um sie zu empfangen! Es ist zum Verzweifeln!

Eugen. Warum denn?

Oswald. Zum Verzweifeln, sag' ich Dir! Ich habe die günstigste Gelegenheit veräumt, ihr meine grenzenlose Ergebenheit zu beweisen.

Eugen. Anstann! Sie weiß, daß Du sie anbetest.

Oswald. Was hilft mir das, wenn sie meine Anbetung nicht erwidert?

Eugen. Du verlangst aber auch gar zu viel. Sie fürchtet Deine Veränderlichkeit.

Oswald. Ja, und veränderlich? Wie

wenig kennt sie mich! Ich versichere Dir, Freund, wenn ich einmal eine Frau liebe, so liebe ich sie für's Leben. Deine Schwester ist das einzige Weib, das ich jemals wahrhaft geliebt habe.

Eugen (stau). Was geht das mich an? — Nebrigens, so weit ich mich auf die Weiber verstehe, mein Wort darauf: Camilla wird Deine Frau.

Oswald. Dürfte ich Dir glauben!

Eugen. Du darfst es. Sollte sie übrigens mit ihrer Einwilligung allzu lange zögern, so will ich Dir ein Mittel sagen — — —

Oswald. Welches? Sprich!

Eugen. Ein Mittel, das so eben erst frisch von mir entdeckt worden ist.

Oswald. Geschwind, her damit!

Eugen. Du erfährst es aber nur unter einer Bedingung.

Oswald. Ich acceptire jede.

Eugen. Du mußt mir einen Gegendienst leisten.

Oswald. Brauchst Du Geld?

Eugen. Nein.

Oswald. Sonst zwischen Schwägern — — genire Dich nicht.

Eugen. Jetzt nicht; vielleicht später einmal. Im Augenblick ist es nicht eine leere Börse, sondern ein überflüssiger Ehemann, der mich genirt.

Oswald. Ein Ehemann?

Eugen. Ja wohl. Derselbe muß fortgeschafft werden — d. h. nur auf ganz kurze Zeit; und dabei rechne ich auf Dich.

Oswald. Auf mich? Und jetzt? Freund, ich muß Dir sagen, ich halte auf Moral. Und außerdem, ich habe ja Deine Schwester noch nicht einmal gesehen.

Eugen. Die ist bei der Toilette und könnte Dich jetzt doch nicht empfangen. Auch beanspruche ich Deine Dienste nicht im Augenblick, sondern erst um vier Uhr.

Oswald. Und wohin soll ich den Unglücklichen führen?

Eugen. Wohin Du willst: auf die Promenade, ins Bad, in den Spielssaal.

Oswald. Aber, Mensch, dieser Ehemann, den ich nicht einmal kenne — — —

Eugen. Was thut das? Alle Ehemänner gleichen sich. Da kommt er übrigens schon selber.

Kennnte Scene.

Verteig. Werner.

Werner (mit vertriebenem Kopfe). Helena wird sich hoffentlich freuen über die reizenden

Sächelchen, die ich für sie eingekauft habe. (Er grüßt Eugen; darauf nähert er sich Oswald und proßt zu.) Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Spukt es hier am hellen Tage? (Schneit auf ihn zu.) Mein Herr, haben Sie vielleicht einen Bruder, der Ihnen zum Verwecheln ähnlich sieht und auf den Namen Friß hört?

Oswald (ihm herzlich entgegenkommend). Dieser Friß bin ich selbst, mein liebster bester Herr Werner.

Eugen (zu Oswald, halblaut). Kennst Du ihn?

Oswald (stets). Versteht sich.

Werner. Sie sind es wirklich, der Todte, der Begrabene?

Oswald. Der Wiederauferstehende.

Eugen. Was soll das heißen?

Werner (zu Oswald). Der Brief, den Sie zurückließen — Ihr spurloses Verschwinden — — —

Oswald. Schweigen wir davon, Herr Werner! Erinnern Sie mich nicht mehr an jene romantische Thorheit.

Werner. Wo ist es wirklich wahr? Sie leben, Sie atmen, Sie sind sogar bieder geworden. Ich finde nicht Worte, um meine Freude auszudrücken. Lassen Sie sich umarmen, mein lieber, theurer junger Freund. Alle Teufel! Ein Todter, der lebendig ist!

Oswald. Erlauben Sie, Herr Werner, daß ich Ihnen meinen besten Freund vorstelle — — —

Werner. Ach, der junge Herr, der uns auf der Reise einige Ritterdienste erwiesen hat. Sehr erfreut. Die Freunde unserer Freunde sind auch die unsrigen.

Eugen. Daß ist ja reizend, daß die Herren alte Bekannte sind. (Weist zu Oswald.) Vergiß nicht, ihn zu rechter Zeit bei Seite zu bringen! (Wut.) Adieu, Heinrich. Ich werde Dein Intresse wahrnehmen, vergiß Du das meinige nicht. Ihr Diener, Herr Werner. (Ab.)

Sechste Scene.

Oswald. Werner.

Werner. Ich kann mich von meinem Erstaunen noch gar nicht erholen. Wissen Sie auch, daß Ihr Diener damals vierzehn Tage lang einen Trauerflor um den Hut getragen hat? Es ist ein wahres Wunder; ich möchte es in alle Welt hinauspfeifen.

Oswald (zögernd). Um Gotteswillen nicht! Ich bitte Sie im Gegentheil, Herr Werner, daß tiefste Schweigen über meinen unterbrochenen Selbstmord zu beobachten; vor Allem hier in Baden-Baden.

Werner. Warum? ein Selbstmord aus Liebe — — —

Oswald. Sie würden mich unglücklich und eine Heirath, die mir am Herzen liegt, unmöglich machen.

Werner. Wie so?

Oswald. Darf ich auf Ihre Discretion rechnen?

Werner. Festsitzt.

Oswald. Erfahren Sie denn, daß ich, als wir in Interlaken mit einander verkehrten, von einer so außerordentlichen Sensibilität heimgesucht wurde, daß ich kaum eine Frau sehen konnte, ohne mich in sie zu verliehen; besonders aber hatte Eine es mir angethan — — —

Werner. Ja, ja, ich erinnere mich, die schöne blonde Engländerin.

Oswald. Bewahre!

Werner. Doch nicht die hübsche Frau des Badearztes?

Oswald. Auch diese nicht.

Werner. Nun, welche war es denn?

Oswald. Der Name thut nichts zur Sache.

Werner. Halt, jetzt geht mir ein Licht auf. Richtig! Die kleine brunnete polnische Gräfin — o, sie war reizend.

Oswald. Rathen Sie nicht weiter! Genug, meine Göttin behandelte mich mit unbeugbarer Grausamkeit, und in einem Paroxysmus von Leidenschaft faßte ich den verzweifeltsten Entschluß, mit einem Schläge meiner Qual ein Ende zu machen und mich in einen jener Abgründe zu stürzen, an denen die Schwelz nur allzu reich ist. In dieser Vorstellung lag für mich eine wilde Poesie, eine schauerliche Erhabenheit — — —

Werner. Totale Gehirnfisterniß!

Oswald. Mag sein. — Ich schrieb an meinen Diener den bewußten Brief, in welchem ich den ausdrücklichen Wunsch aussprach, daß man der Ursache meines Todes nicht nachforschen möge. Darauf machte ich mich auf den Weg zu dem von mir erwählten Abgrund. Ich gestehe, daß mein heißes Blut bereits unterwegs sich einigermaßen abzukühlen begann.

Werner. Ach! Der Anfang der Krisis!

Oswald. Denken Sie sich einen Menschen, der stundenlang bis zum Anic durch Eis und Schnee wadet, um den der Wind in allen Tonarten heult und pfeift. Nicht froh fürchterlich. Dennoch schleppte ich mich weiter bis zum Rande des Abgrundes. Ich blühte hinab, ich maß mit den Augen die grauevolle Tiefe. Ein unnenbarer Jammer erfaßte mich. Inbessern ich

übertwand die Anwandlung von Schwäche, nahm einen energischen Anlauf, schloß die Augen und — — —

Werner (gebannt). Sie sprangen?

Oswald. Nein. Ich horchte auf; denn über die Berge drang ein wüster Lärm an mein Ohr.

Werner. Es war eine Lärmine?

Oswald. Gott bewahre! Carl Lindstädt war es, einer meiner besten Freunde, auch ein Gast von Interlaken, der mit einer großen Gesellschaft auf der Gamsjagd begriffen war. Sie hätten die lustigen rothen Gesichter der frischen Burschen sehen, ihr helles Lachen und Jodeln hören sollen — es war eine Unmöglichkeit, dabei irgend einen Seufzer, geschweige den letzten, auszuhauchen. „Komm mit! Komm mit! Schlich Dich an!“ erscholl es von allen Seiten. „So werde ich des Mittags sterben, statt des Morgens!“ — sagte ich zu mir selbst, und fort ging's in wilder Jagd über Felsen und Glätzcher, ich, der wildesten Einer, immer voran. An einem Abgrund verlor ich meinen Hut, an einem andern mein Tuch — was weiß ich? Mit einem Wort, als wir uns nach erledigter Gams wieder zusammenfanden, war ich halb todt — vor Müdigkeit und Hunger.

Werner. Nicht vor Verzweiflung?

Oswald. Nein. Der Hunger hatte sie getödtet. Das Schwierigste für mich war nun, nicht zum Leben, sondern nach Interlaken zurückzukehren. Der ganze internationale Witz des Ortes wäre auf mich losgelassen worden, und jeder Dummkopf hätte sich bemüht, auf meine Kosten geistreich zu sein. Sagen Sie selbst, wie

gatt' ich mich der Frau, war, lebendig präsentiren

Werner (lächelnd). Ein unergleichlicher Effect! Ich sehe die Scene lebhaft vor mir!

Oswald. Endlich sagte ich einen Entschluß: ich nahm ein Eisenbahnbillet nach Hamburg, und zur Ehre meiner Sünden begab ich mich dort — in dem Gesäße meines Vaters, der mich zu seinem Compagnon machte. Vom Morgen bis zum Abend in angestrengtester Arbeit — — —

Werner. Konnten Sie nunmehr keinen Augenblick Zeit gewinnen, an Selbstmord zu denken.

Oswald. So ist es. Ich habe mein Vermögen verdoppelt — das ist immerhin eine kleine Verstreuung, die auf praktische Gedanken bringt — — —

Werner. J. D. auf Heirathsgedanken —

ich verstehe! und jetzt beabsichtigen Sie, Ihr verdoppeltes Vermögen der Dame, die Sie damals so leidenschaftlich geliebt, zu Füßen zu legen?

Oswald. Durchaus nicht. Zu den Füßen einer andern Dame will ich es legen.

Werner (lächelnd). Wie? und die Liebe, die Sie für unauslöschlich hielten?

Oswald. So ist es auch. Diese Liebe besteht fort und fort, glühender und leidenschaftlicher denn je; sie hat nur den Gegenstand gewechselt.

Werner. Allen Respekt vor Ihrer Liebe! Das ist ja der reine Phönix, der immer von Neuem aus seiner eigenen Asche geboren wird.

Oswald. Sie haben recht. Diesmal ist es eine reizende bezaubernde Wittwe, die mein Herz erobert hat. Leider kann sie sich immer noch nicht zu mir entschließen. Sie zweifelt an meiner Beständigkeit — was sagen Sie dazu?

Werner. Ja, die Frauen haben oft sonderbare Capricen.

Oswald. Sie wohnt hier, in demselben Gasthof, in welchem Sie logiren. Denken Sie, wenn sie von jenem unglücklichen Abenteuer in Interlaken sprechen hört!

Werner. Seien Sie unbesorgt; ich werde Sie gewiß nicht verrathen. Im Gegentheil, wenn meine Vermittelung Ihnen vielleicht nützlich sein kann — — —

Oswald. Sie sind die Güte und Großmuth selber. Seien Sie überzeugt, Herr Werner, daß ich mein unknüppeliges Benehmen von damals aufrichtig bereue. Ach, wenn Sie wüßten! — — —

Werner. Was soll ich wissen?

Oswald. Nichts! (Die Thür zur Seite.) Dort naht die Angebetete meines

ihre Bruder ist bei ihr.

Werner. Camilla?

Oswald. Sie kennen sie?

Werner. Wie sollte ich nicht? Sie

intimste Freundin meiner Frau.

Oswald (entsetzt, wth.). Seiner Frau bin verloren!

Stfte Scene.

Vorige. Camilla. Eugen.

Camilla. Was sehe ich? Herr Sie hier? Und gegen mein Verbot?

Oswald. Verzeihung, gnädige Frau, ich Ihre grausames Verbot übertrat; konnte nicht anders, meine Schmach Liebe — — —

nen öffnet

Herzens;

Sie ist die

rau? Ich

Oswald,

rau, daß

allein ich

gt, meine

Camilla. Sie lieben mich also noch immer, und ebenso leidenschaftlich wie früher?

Oswald. Noch mehr, mit jedem Tage mehr, und als 3 Verlobter —

Camilla. Was Sie sagen! Mein Verlobter! Wer hat uns denn verlobt?

Oswald. Mein Glück und Ihre Schönheit.

Camilla. Das sind unzuverlässige Bürgen. Ghe ich nicht von Ihrer Beständigkeit überzeugt bin, kann ich mich zu nichts entschließen.

Oswald (freudig). Ich glaube Ihnen nicht, Camilla. Sie tragen ein blaues Kleid, und Sie wissen, Blau ist meine Lieblingsfarbe.

Camilla. Blau? Ja, wahrhaftig, das Kleid ist blau; das bemerke ich erst jetzt. Es ist ein altes Kleid; ich wollte es auf der Reise auftragen, weil ich Blau nicht ausfinden kann.

Oswald. Camilla, ich habe hier einen Freund gefunden, einen wahrhaften Freund, der mich genau kennt; er kann Ihnen sagen, ob ich beständig bin.

Camilla. Sie scheinen viel Freunde zu haben; mein Bruder hier hat Sie mir schon seit einer halben Stunde in Einem fort gelobt, daß es nicht mehr auszuhalten war.

Eugen (leise zu Oswald). Ich habe mein Versprechen gehalten; vergiß Du das Deine nicht.

Camilla. Was sagt Eugen da?

Oswald. Nichts. Er hat Ihnen nicht halb gesagt, Camilla, was meine ganze Seele durchbebt. Ich befinde mich in einer Lage —

Werner (herbeetretend). Die nicht schwieriger gedacht werden kann.

Camilla (ihn jetzt erst erblickend). Ach, Herr Werner! — Wo ist Ihre Frau?

Werner. So viel ich weiß, auf ihrem Zimmer.

Camilla. Nun, Herr Oswald, da man Sie doch nicht wieder los zu werden scheint, so möchte ich Sie meiner besten Freundin vorstellen.

Oswald (für sich). Gott sey' mir bei! (Zu Werner. leise.) Es ist um mich geschehen! Ihr Erlaunen, ihr Entsetzen — —

Werner (wenn). Sie haben Recht.

Camilla (zwischen Beide tretend). Nun, so kommen Sie doch; wir wollen Helene in ihrem Zimmer aufsuchen.

Oswald. Verzeihen Sie mir, theuerste Camilla; aber eine wichtige Geschäftsangelegenheit, von der ich soeben mit Herrn Werner gesprochen, und die er die Güte haben will, mit mir zu ordnen —

Eugen (leise zu Oswald). Bravo!

Oswald (fortfahrend). Es ist durchaus nöthig, daß wir uns sofort zu einem Advocaten begeben — —

Eugen (wie oben). Gut! Sehr gut!

Oswald (fortfahrend). Der schon früh ausgehen pflegt.

Eugen (leise). Eben schlägt es Vier. Du bist ein vortrefflicher Freund, ein capitaler Kerl!

Werner (seinen Hut nehmend). Ich stehe ganz zu Ihren Diensten.

Eugen (für sich). Wirklich, ein ganz ausgezeichnete Mensch!

Camilla. Bei der Gelegenheit könnte auch ich mir noch einige Einkäufe besorgen. Bis zum nächsten Laden nehme ich die Begleitung der Herren an. Herr Werner, Ihren Arm. (Gehen ab.)

Oswald (Werner theilnehmend nachblickend. für sich). Und dieser brave gute Werner! Kein, ich werde einen Vorwand finden, ihn bald zurückzuführen. (Wagt, Eugen die Hand reichend.) Adieu, Eugen. (Zu Anderem folgend. ab.)

Eugen. Adieu, Heinrich.

Zwölfte Scene.

Eugen (allein). Endlich sind sie fort, und ich behaupte das Feld. Jetzt muß sie mich anhören und mir antworten, und zwar ganz ausführlich. Nur vorsichtig! Schneiden wir dem Feinde den Rückzug ab! Nur durch diese Thür könnte ein Stützenfried kommen; verriegeln wir sie! (Er that es, und gewahrt Helene, die von rechts eingetreten ist.) Da ist sie!

Dreizehnte Scene.

Helene. Eugen.

Helene (ahne den im Hintergrunde befindlichen Eugen zu sehen. für sich). Eben hat es Vier geschlagen; glücklicher Weise ist Georg noch nicht zurück. Wie bang ist mir! Mein Herz klopft! (Wagt nach links; wie sie sich umwendet, gewahrt sie Eugen.) Herr von Mansfeld!

Eugen. Sie haben die Güte eines Engels. Wissen Sie, daß Sie mir das Leben gerettet haben?

Helene. Sie sagen es; und glauben Sie mir, Herr von Mansfeld, nur deshalb — —

Eugen. Nur deshalb? Helene! Und Du liebst mich nicht? Deine zitternde Stimme, die Thräne in deinem Auge, sind sie nicht untrügliche Zeichen — —

Helene. Nein, Herr von Mansfeld. Aber selbst wenn ich Sie liebte — niemals würde

ich meine Lippen durch ein solches Gefährdniß entweichen. Aber Sie, Sie sagen, daß Sie mich lieben — — —

Eugen. Ueber alle Nothen!

Helene. Und über alle Mägen bedrohen Sie mein Glück, meine Existenz, meine Ehre. Herr von Mansfeld, wenn Sie mich nur ein Wenig lieben — — —

Eugen (leidenschaftlich, ihre Hand ergreifend). Ja, ich liebe Dich, und nur der Tod kann uns trennen!

Helene. Lassen Sie meine Hand los.

Eugen (ihre Händchen küßend). Nein, nie! Denn mir gehöret Du jetzt für Zeit und Ewigkeit. Du wirst, Du mußt mich lieben!

Helene. Ist das die Zurückhaltung, Herr von Mansfeld, die Sie mir versprochen haben?

Eugen. Zurückhaltung? Wer spricht von Zurückhaltung, wenn ich nur eine Wahl habe: Deine Liebe oder den Tod!

Helene. Herr von Mansfeld, zum letzten Mal — — (Es wick an die Thür geklopft.) Still!

Werner (von außen). Mady' auf, Helenschen, ich bin's!

Helene. Es ist mein Mann.

Eugen (sich erhebend, für sich). Alle Teufel! Wie konnte Heinrich ihn so schnell ent schlüpfen lassen!

Helene (leise). Gehen Sie! Um Gottes willen, gehen Sie!

Eugen (leise, während von Rosen geklopft wird). Unter der Bedingung, daß ich wiederkommen darf, wenn Ihr Gatte fort ist. Versprechen Sie mir das?

Helene (außer sich vor Angst). Ja, ja! Gehen Sie nur, so schnell Sie können!

Eugen (während es wiederholt klopft). Aber wohin? Ich glaube, das Zimmer meiner Schwester ist am geeignetsten. (Ab. in Camilla's Zimmer, wo er sich einschließt.)

Helene (an der Thür, ihm leise nachrufend). Mag hier geschehen, was da wolle, kommen Sie unter keiner Bedingung heraus. — Mein Gott, gibt es eine qualvollere Lage als die meine? (Öffnet die Thür im Hinterrunde.)

Vierzehnte Scene.

Werner. Helene.

Werner. Störte ich Dich, mein Kind? Du warst wohl in Deinem Zimmer und hast des halb mein Klopfen nichtogleich gehört?

Helene. Ja wohl. Habe ich Dich lange warten lassen?

Werner. O das thut ja nichts. — Uebrigens, liebes Helenschen, komme ich nicht allein; ich bringe Jemanden mit. (Für sich.) Ich muß sehr vorsichtig sein.

Helene. Wo ist er denn? Warum läßt Du ihn nicht eintreten?

Werner. O, es hat gar keine Elle. (Pause.) Helene, es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde — — —

Helene. Von denen Du Dir nichts träumen läßt, guter Georg! Ich weiß es.

Werner (für sich). Nein, auf diese Weise geht es nicht. (Laut.) Helene, kürzlich las ich eine Novelle von Karl Heigel, die fängt mit den Worten an: „Und er stieg aus seinem Grabe.“ Siehst Du, mein Gast —

Helene. Aber, Georg, Du thust ja, als müßtest Du mich auf ein Gespenst vorbereiten.

Werner. Nun, ganz so schlimm ist es nicht. Indessen wappne Dich mit Muth; das Individuum, welches nach Dir verlangt — — —

Helene. Mein Gott, wer ist es denn? So sprich doch nur!

Werner. Es kommt, Dir eine Bitte ans Herz zu legen, die Du ihm nicht abschlagen darfst.

Helene. Du spannst mich auf die Folter! (Wein.) Ist denn heut alle Welt gegen mich verschworen?

Werner. Wenn Du mir versprechen willst, nicht zu erschrecken — — —

Helene. Mich erschreckt nichts mehr.

Werner. Und nicht aufzuschreien — — —

Helene. Mein Gott, wer ist es denn? (Sie erblickt Oswald, der so eben leise eingetreten und ihr ziemlich nahe gekommen ist, und hört einen lauten Schrei des Schreckens aus.) Ah!

Werner (he haltend). Habe ich es nicht gesagt?

Fünfte Scene.

Verigt. Oswald.

Helene (zu sich kommend). Ist es ein Traum? Oswald. Gnädige Frau!

Helene. Noch traue ich meinen Augen nicht.

Werner. Ja, er ist es wirklich, unser „Freih“, allerdings eigentlich Herr Freih Heinrich Oswald benamset. Er ist es, wie er leidet und lebt, von Fleisch und Bein, keine Spur von einem Geist.

Oswald (für sich). Ein Glück, daß Camilla nicht zugrogen ist! (Laut.) Verzeihung, gnädige Frau!

Helene (immer mehr von ihrer Ueberraschung sich erhebend). Und Sie leben?

Oswald (schäm). Vergebens würde ich es zu leugnen wagen.

Helene. Sie haben sich nicht getödtet?

Oswald. Noch nicht. Aber wenn Sie beschlen — — —

Helene. Unglaublich! Und jener Brief, der von einem Abgrund sprach?

Oswald. Wandeln wir nicht unser ganzes Leben hindurch einem Abgrunde zu? Und glauben Sie mir, gnädige Frau, es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo man dem Wahnsinn näher ist als sonst, und nicht nach einem unterlassenen Selbstmord beurtheilt werden darf.

Werner. Freue Dich doch, liebes Weibchen, daß er noch lebt! Und er lebt nicht nur, sondern, wie Du siehst, ist er auch wieder und blühender geworden.

Oswald. Ich versichere Ihnen, daß ich mich meines Lebens und meiner Gesundheit von Herzen schäme; aber meine Schuld ist geführt, reichlich geführt. Habe ich mich auch nicht in jenen Abgrund gestürzt — Tod und Abgrund war mir überall, wo ich Sie nicht sah.

Werner (überredet). Wen?

Oswald (sich verbessernd). Die Dame, die ich liebte.

Werner. Ach so! (Zu Helene.) Ich werde Dir später die ganze Geschichte ausführlich erzählen. Ich sage Dir, sie wird Dich sehr amüfieren; ich wenigstens habe gelacht, daß ich nicht mehr konnte.

Oswald (bittend). Herr Werner!

Werner. Sie haben Recht. Wir dürfen den Zweck Ihres Besuches nicht vergessen. (Zu Helene.) Es handelt sich um nichts weniger, als um sein Leben.

Helene. Zum wievielten Mal!

Werner. Wenigstens um das Glück seines Lebens. Hier in Baden-Baden befindet sich gegenwärtig eine Person, die er schwärmerisch liebt — — —

Helene (entsetzt). Gerechter Gott! Sie wagen, mein Herr, noch immer an jene Frau zu denken?

Werner. Beruhige Dich, mein Kind. Es ist Deine Freundin Camilla, die er liebt und durchaus heirathen will.

Helene (bestürzt). Wie? Sie wären der junge Hamburger, von dem sie mir diesen Morgen erzählt hat?

Werner. Er ist es.

Helene. Der Liebende, an welchem sie nur einen Fehler fand: ein Uebermaß von Leidenschaft?

Werner. Er ist es, der davon leidet.

Helene. Das Herz, das niemals eine Andere geliebt hat?

Werner. Es schlägt in seiner Brust.

Helene. Wirkentlich! O, sie soll Alles erfahren, die ganze volle Wahrheit!

Werner. Das ist es ja gerade, liebes Heulchen, was vermieden werden soll.

Oswald. Lassen Sie sich durch meine Bitten, durch mein bringendstes Flehen erweichen, gnädige Frau! Zerstoren Sie nicht ein Glück, das — — —

Werner. So thu' ihm doch den Gefallen, Lenchen! Er ist mein Freund.

Helene. Ich sollte ruhig mit ansehen, wie meine liebste, meine beste Freundin betrogen wird?

Werner. Aber er betrügt sie ja nicht; er liebt sie ja wirklich, und wird darüber noch den Verstand verlieren.

Helene (bitter). Wie damals das Leben! (Sings.) Und die Andere, die Dame aus Interlaken?

Werner. Liebt er längst nicht mehr. Unter uns gesagt, er hat sie überhaupt nie so recht eigentlich geliebt.

Oswald (schelt). Das ist nicht wahr, Herr Werner! Im Gegentheil, ich habe Ihnen bekannt, daß mein ganzes Herz ihr gehörte. Ich hatte nur einen schwachen Augenblick, in welchem mein Verstand mein Herz besiegte — allerdings gegen alles poetische Herkommen.

Helene (hört). Freilich, es gehört nicht Jeder zum „Stamme jener Astra, welche sterben, wenn sie lieben!“

Werner. Aber Kind, verliere doch nicht so viele Worte über einen romantischen Unsinn. Herr Oswald hat vollkommen Recht gehabt, lebendig zu bleiben.

Helene. Aber unwürdig, nein nichtwürdig bleibt es doch immer, mit einem Selbstmord zu drohen; das wirst Du doch nicht leugnen wollen, Georg! Denk' an den Kummer, an die Angst, die wir ausgestanden haben!

Werner. Wir waren die Thoren, an den Unsinn zu glauben. Wenn so ein müßiggängerischer junger Herr mit Selbstmord droht, so ist das oft nur ein Theatercoup, um irgend ein argloses Narrchen ins Garn zu locken.

Helene. Ach, argloses — Narrchen!

Werner. Oder Narrin; denn eine närrische Rolle spielt die Frau gewiß, die sich durch eine geschickt in Scene gesetzte Leidenschaft imponiren oder dupiren läßt. Diese Bluthmenschen, die in wilder Beredsamkeit alle Schranken des Ge-

fehnd und der Sitte niederzuerstehen trachten — in nüchternem Zustande sind sie meist herzlos oder überfättigte und abgespannte Donquixants.

Helene (mit Werner). Ich verstehe. Ihr Herz ist der einzige Abgrund, in welchen Sie sich stürzen!

Werner. Sieh Dich doch einmal in der Welt um, mein Kind; Du wirst bemerken, daß es fast immer verheirathete Frauen sind, denen sie ihr Leben und ihre Liebe zu Füßen legen. Sie wählen vorzugsweise gern überspannte jüngere Gattinnen reiferer Männer, — Frauen, die sich für unbegriffene Seelen halten und sich unglücklich fühlen, wenn der Herr Gemahl nicht Zeit-lebens den Courtmacher spielen will.

Helene (das Gesicht in den Händen verbergend). (Für sich.) O mein Gott! — (Vorst.) Was Du sagst, klingt schrecklich. Aber die Auferstehung des Herrn Oswald von den Todten leistet mir einen großen Dienst, einen außerordentlichen Dienst; und zum Dank werde ich das Schmeigen, das er von mir fordert, gewissenhaft beobachten.

Oswald. Ich kann Ihnen nicht genug danken, meine verehrte gnädige Frau!

Werner. Ich sagte Ihnen ja, sie ist die Güte selber.

Helene. Aber wo ist Camilla?

Werner. Fortgegangen, um Einkäufe zu machen.

Helene (die sich gesetzt hat, um zu schreiben). So! Es ist durchaus nothwendig, daß dieses Billet sofort in ihre Hände gelange. (Zu Oswald.) Fürchten Sie nichts: eines Verrathes werden Sie mich hoffentlich nicht für fähig halten. (Zu Werner.) Lieber Georg, der Brief hat große Eile; sie muß ihn unbedingt noch vor Tisch erhalten. Du thätest mir einen großen Gefallen, wenn Du Camilla aufsuchtest und ihr den Brief selbst übergäbest.

Werner. Sehr gern, liebes Kind; ich habe im Augenblick nichts weiter zu thun.

Oswald (für sich). Was ist das? Will sie ihn von hier entfernen? Sollte es Eugens wegen sein?

Werner. Kommen Sie mit mir, lieber Oswald?

Oswald. Leider kann ich nicht; ich habe nothwendig vor Tisch noch einige Briefe zu schreiben. (Für sich.) Ich werde über ihr Benehmen wachen und Beide von hier aus beobachten. (Er grüßt und geht durch die zweite Thür rechts, die er halb geöffnet läßt, und wo er während der folgenden Scene bleibt.)

Werner. Auf baldiges Wiedersehen.

Helene (ihm herzlich die Hand drückend). Adieu, lieber Georg. (Werner durch die erste Thür rechts, ab. Helene wendet sich, nachdem sie diese Thür verschlossen, nach links, zu der Thür, durch welche Eugen abgegangen. Sie kuckt an.)

Schöne Scene.

Helene, Eugen.

Eugen (noch von außen, auf Helenes Klopfen). Herein!

Helene. Sie können herauskommen, Herr von Mansfeld. Mein Gatte ist fort; wir sind allein. (Sie setzt sich und nimmt eine Stuhlleier zur Hand.)

Eugen (tritt hastig ein). Die Augenblicke sind mir zu Ewigkeiten geworden. Kaum kann ich mich aufrecht erhalten!

Helene. Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?

Eugen (kurz). Ich, mich setzen? Nein, zu Deinen Füßen, Helene, ist mein Platz!

Helene. Es scheint, daß Sie wieder zu Kräften kommen.

Eugen. Nur um von Neuem zu leiden, mehr zu leiden als je!

Helene. Das wäre mir herzlich leid; denn wenn sich trotz aller meiner Bemühungen noch immer keine Spuren von Besserung bei Ihnen zeigen sollten, so müßte ich auf alle ferneren Heilungsversuche verzichten. Sie sollten es einmal mit einer Kaltwassercur probiren. Starke Douchen sollen gegen Congestionen nach dem Herzen — — —

Eugen. Was muß ich hören? So spricht Helene, meine Helene! Können Sie so eiskalt sein, während der Unglücklichste der Menschen zu Ihren Füßen in Verzweiflung vergehen möchte?

Helene. Mit Befriedigung constatire ich das erste Zeichen Ihrer Besserung: Sie bequemen sich, Gott sei Dank, wieder zu dem, unter oberflächlich Bekannten allgemein üblichen „Sie“.

Eugen (bei Seite). Ich muß noch einmal von vorn anfangen. Fatale Unterbrechung im kritischen Augenblick! (Vorst.) Ja, meine Gnädigste, Sie werden sich entschließen müssen, mich noch einmal anzuhören. Diese Worte werden die Leyten sein, welche über meine Lippen kommen! (Wartet für ihn.) Empfangen Sie diesen Kuß des Todes —

Helene (zurückweichend). Ich danke! Später vielleicht.

Eugen. Ja, dieser Balcon! (Thut einige Schritte nach dem Balcon zu.)

Helene. Eine herrliche Aussicht! Der schöne Blick über den See — nicht wahr?

Eugen. Freundlicher See! In deine Tiefe zu tauchen, hinab ins Meer der Ewigkeit — dieser Balkon, von dem ich mich stürzen möchte — (zu Sid.) Sie hält mich nicht zurück? (Laut.) Ich verbiete Ihnen mich zurückzuhalten!

Helene. Ich denke nicht daran; in dessen kann ich Ihnen nicht rathen, an dieser Stelle zu springen. Der See ist gerade vor dem Balkon ungemein flach; Sie riskiren einen Beinbruch.

Eugen. Es gibt andre Wege, die zur Ewigkeit führen! (Wird durch die Thür ab.)

Helene (im zurückkehren). Herr von Man?feld! Eugen (Laut). Helene, Sie rufen mich zurück?

Helene. Ich wollte Ihnen nur einen Regenschirm anbieten; es fällt etwas naß.

Eugen. Wie? Zur Lieblosigkeit noch den Spott? Die Strafe soll Ihnen nicht erspart bleiben! Nein, nicht draußen im Freien, hier, vor Ihren Augen, will ich mir das Hirn zerschmettern!

Helene. Wenn das Ihr aufrichtiger Wunsch ist. — (Den Schlüssel aus ihrem Gürtel nehmend, mit laut.) Hier, nehmen Sie.

Eugen. Was ist das?

Helene (aufstehend). Der Schlüssel zu diesem Schrank. (Er schloß.) Öffnen Sie den Schrank; Sie werden einen Kasten darin finden — —

Eugen (bei Seite). Höre ich recht? (Laut.) Wo?

Helene. Er steht dicht vor Ihnen; Sie sehen ihn schon.

Eugen (den Kasten nehmend). Ah, die Pistolen!

Helene. Es sind die Ihrigen.

Eugen (den Kasten öffnend, mit der Miene eines Verzweifelten). Sie wollen also, Helene Sie befehlen, daß ich aus diesem Leben scheiden soll? Ich soll fort und Sie, die Sie so reizend vor mir stehen, nie mehr sehen? — O Helene!

Helene. Ich habe eingelesen, daß Niemand gegen sein Schicksal kämpfen kann.

Eugen. Meine Pistolen sind nicht geladen; Sie haben es gewußt, Helene!

Helene. Ich kann vielleicht ausbelfen. Mein Mann besitzt mehrere Revolver, vier- und sechsläufige.

Eugen. Ich bitte um den sechsläufigen. (Helene will fort; er hält sie zurück.) Halt, einen Augenblick!

Helene. Was wollen Sie?

Eugen (im grenzenloser Verzweiflung). Ich — ich bitte — um ein Glas Wasser.

Helene. Sogleich. Wenn Sie sonst noch

etwas wünschen — einem Sterbenden darf man keinen Wunsch verlagern.

Eugen. Helene, ich will nicht scheiden, ohne an Ihr Gewissen appellirt zu haben. Bedenken Sie, es wird eine Stunde kommen, wo eine zärtliche Schwester Ihnen in die Ohren schreien wird: Wo ist mein Bruder?

Helene. Ich werde ihr antworten: In Paris, oder in Rom, je nachdem.

Eugen. Fürchten Sie nicht die tödenden Geister der Gemordeten? In einsamer Stunde der Nacht wird eine Gestalt vor Ihnen auftauchen, mit flatternder Wunde in der Brust, die Entsetzen durch Ihr Gehirn jagt, die eine Hölle in Ihrem Herzen entzünden möchte!

Helene. Werden Sie bengalisch oder elektrisch beleuchtet erscheinern?

Eugen. Das ist zu viel, zu viel! (In wüthender Erregung.) Nein, meine Gnädigste, um Ihre Willen werde ich mich nicht tödten! Niemand! Sie verdienen es nicht. Sie sind ein Gletscher, an dem selbst die heißeste Liebe erkalte. Ich werde leben, ja, leben und Ihnen zum Trost alt werden, steinalt!

Helene (laut lachend). Das wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen.

Siebente Scene.

Vorige. Werner.

Camilla (steht schnell ein, sieht Eugen mit dem Pistol in der Hand, höhet einen Schrei aus und wirft sich in seine Arme). Mein Bruder! Ruh ich Dich ja wiedersehen? Herzensbruder, lebst Du noch?

Eugen (sich losmachend). Was hast Du denn? Im Gottes Willen, laß mich?

Camilla. Du bist nicht verwundet?

Helene. Heil und gesund vom Kopf bis zum Fuß — ich stehe dafür.

Camilla. Mein Gott, Helene, wie tödtlich Du mich erschreckt hast! Hier, Eugen, lies dieses Billet, welches Herr Werner vor wenigen Minuten mir eingehändigt hat.

Eugen (lesend). „Liebste Camilla, komm eiligst zurück. Das Leben Deines Bruders schwebt in diesem Augenblick in der größten Gefahr.“ — (Zu Helene.) So bitter, gnädige Frau, haben Sie mich verspottet?

Helene (lachend). Das nicht. Ich fürchtete nur, Sie könnten in vollem Ernst „zum Stimm der Frau“ gehören, „welche sterben, wenn sie lieben.“ (Wisse zu Camilla.) Es ist eine kleine Reaction, die ich ihm gegeben habe; er wollte sich durchaus um meinethwillen umbringen.

Camilla (mit einem halb spöttischen, halb beschämten Blick auf Eugen). Der? (Zu Eugen.) Du Taugenichts, hast Du solche Reichfertigkeit von Deiner Schwester gelernt?

Achtzehnte Scene.

Vorige. Oswald.

Oswald (im Eintreten). Ein eindringlicher Scherz! das muß ich sagen!

Eugen. Wie? Auch Du warst mit im Complot? Das ist eine tödliche Beleidigung!

Oswald. Im Complot? Durchaus nicht; ich war nur ein harmloser Zeuge. (Weist zu Eugen.) Sei vernünftig und mache gute Miene zum bösen Spiel.

Eugen (abwacht die Zeit, welche über ihn lachen, ankommend). Das ist unerblicklich! Den Fluch der Lächerlichkeit ertrage ich nicht; ihr zwingt mich, mir schließlich in allem Ernst eine Kugel durch den Kopf zu jagen!

Camilla. Eugen, lieber Eugen!

Helene (traubersig). Herr von Mansfeld, eine Frau hat Ihnen eine, vielleicht etwas harte, aber wohlverdiente Lektion gegeben. Davon sticht man nicht; im Gegentheil, man bessert sich, und wenn man nicht ein ganz rachsüchtiges Gemüth

ist, so erwirbt man sich nebenbei vielleicht eine gute Freundin. (Ihm die Hand reichend.) Wollen Sie, lieber Eugen?

Eugen (ihr die Hand reichend). Liebe, verehrte Frau, wer kann Ihnen widerstehen? — Aber Heinrich, der Zeuge war — — —

Helene. O, für dessen Discretion bürgte ich.
Oswald. Bürgen Sie nicht, gnädige Frau! Ich verpflichte mich durchaus nicht zum Schweigen — es sei denn, man nehme mich als Glied der Familie an.

Eugen (stinnend). Camilla!

Camilla. Was thut man nicht für so ein mauvais sujet von Brüber!

Oswald (entzünd. ihr die Hand reichend).

Camilla. Ich werde mich in der Ehe rächen für den Zwang, den man mir jetzt anthut.

Neunzehnte Scene.

Vorige. Werner.

Werner (erscheint in der Thür). Nun, meine Herrschaften, zu Tisch! zu Tisch!

Helene (stetlich auf ihn zuwendend und ihn umarmend). Mein lieber, lieber Georg! Wie lange bist Du ausgeblieben!

(Der Vorhang fällt.)

Nornagest.

Von Moriz Carrière.

(1868.)

Umwallt von weißen Locken, auf dem Haupt den Kranz,
Mit Schwert und Harfe ruhig stand am Felsenbord
Der Meeresspitze Nornagest, und sah hinaus,
Wo fern sich Well' und Himmel ein' und glühend roth
Die Sonne nun sich niederneigte. „Sei gegrüßt
Noch einmal mir, du Strahlende! dann nimm mich mit
Und leuchte mir hinüber in ein bessres Land.“

Die Harfe nahm er von der Schulter, öffnete
Den Boden, eine Kerze hand er, zündete
Sie an und blickte friedlich froh in ihren Schein.
Die Nornen kamen, als er neugeboren war;
Und heilverheißend gaben spendend priesen zwei
Die Mutter selig und den Knaben, der ein Held
Und Sänger, reich an Freundschaft, Lieb' und Ruhmesglanz
Vorstrahlen werde vor dem Volk. „Doch nur so lang
Soll er auf Erden leben wie die Dritte schnell,
Bis abgebrannt die Kerze, die leuchtende!“
Sie ließ die Kerze brennend im Gemach, und war
Mit ihren Schwestern wie zeronnen in die Luft.
Die Mutter aber nahm die Kerze, löschte sie,
Und barg sie still in einer Harfe. Freudig wuchs
Der Knabe, bald mit Schwert und Lied gewann den Preis
Der Jüngling, und stets lebet' er glücklich wieder heim
Aus Sturm und Schlacht am Mutterbufen auszuruh'n.
Dann weichte sterbend eines Tags die Mutter ihm
Die Harfe mit der Kerze.

Nun sah Nornagest

Die Kerze brennen, und er sah ihr Flammenspiel
Umhwehrt von Heldenhatten, — all die herrlichen
Die er im Leben liebgewonnen, jugendlich
Stiegfried, und männlich ernst Dietrich von Bern, der Schmied
Wieland, der kühne Weomulf, und Hildebrand,
Der grimme Hagen an des lichten Volkers Arm,
Gudrun, die edle Tulberin, und nun veröhnt
Der blonden Chriemhild Milde mit Brunhildens Kraft,
Und mit dem Gatten Sigrun, den sehnsüchtig einst
Ihr Lieben aus dem Grab' zog, dem sie folgt' ins Grab!

Wie freudig in die Saiten rauschte Nornagest,
Wenn grüßend ihm ein neuer Schatten zugewinkt,
Und doch in Trauertöne löste stets sein Spiel
Wehmüthig sich verhallend auf. Denn allen stand

Er lebend nach, und alle mußt' er scheiden sehn,
 Und blieb mit seinem Schmerz allein. — „Wer lange lebt,
 Sprach Hornagest, „muß viel beweinen. Nur wer rasch
 Von hinnen fährt, wann aufwärts noch die Lebensbahn
 Dem leichtem Jugendmuth sich hebt, und Hoffnung ihm
 Die Segel schmeißt, hat glücklich hier gelebt, und geht
 Der Vesper um beim Minnetrunk, so steigt sein Bild
 In Jugendhöhnheit der Erinnerung lächelnd auf.
 Doch wenn das Alter annah, stückweis löst es ihm
 Die Bande die ihn an die Erde fesselten,
 Und stückweis bricht das Menschenherz. — Der arme Mensch!
 Die Rose spendet stillbeglückt den Opferduft
 Der Sonne, selig singt im Hain die Nachtigall,
 Sturmfreudig um die Alpenferne schwebt der Kar,
 Denn allen bietet ihres Lebens Vollgenuß
 Und keiner unerfüllten Sehnsucht Schmerz die Welt.
 Wir aber sehn das Stückwerk, sehn den Tod; uns weht
 Sein Hauch so eisig durch das All; wir spüren ihn!
 Es sättigt was die Erde deut; das Endliche,
 Die Seele nie, und will sie das Unendliche
 Erfassen, schwebt es unerreichbar über ihr,
 Und lockt sie nach; die Ruhe bleibt ihr unvergönnt;
 Der Schöpfung Krone wird für sie zum Dornenzweig.
 Uns wachet ein muth'ger, unbeswinglich hoher Drang
 Nach Licht und Freiheit ewig jung im Herzen auf,
 Doch Nacht umfängt uns; rüttelnd an dem Eisenstab
 Des edlen Kerkers bluten wir, verbluten wir.
 Die Kraft des Geistes baut sich eine schöne Welt
 Des Rechts, der Wahrheit morgenröthlich, träumt und harret
 Auf Siegesthat, auf Volkesglück — und einsam bleibt
 Der Seher, unverstanden; wahnbesungen dreht
 Im alten Kreise sich die Menge fort und höhnt
 Das Wort, das ihren dampfen Bann zu lösen soll.“

„Wie grüßt' ich hoffend, Helden euch und Heldenfrau'n,
 Daß ihr ein neues Leben brüchtet! Doch ihr gingt
 Dahin, und iber, wirrer liegt die Welt um mich. —
 So liege sie! — Und dennoch dank ich ihr! Ich ward
 Im Kampf mit ihr mein selbst bewußt, im Kampf mit ihr
 Fühl' ich sich stählen meine Kraft, und über sie
 Hinaus und aufwärts hob zum klaren Aether ich
 Den Flug, dem nicht am Erdenstaub genügt. So lebt
 Ihr Eichen wohl, ihr grünen, brausend rauschenden,
 Leb' wohl du wogenschlängelnd Meer, du Sternenglanz!
 Wir haben wie Geschwister traulich uns geliebt,
 Doch nun zu höhern Sphären ruft mich ein Gott.
 Vollenden muß sich was der Geist ergriffen hat,
 In Lieb' und Wahrheit doch des Geistes ew'ges Reich!“

Die Kerze war erloschen, und der Mond ging auf.
 Wie ruhig lag in seinem Scheine Hornagest,
 Verküht das Antlitz; scheidend warf die Seele noch
 Den Abglanz reiner Herrlichkeit darüber hin,
 In deren Wonne selig nun sie selber lebt.

Gedichte griechischer Lyriker.

Verdeutsch von Emanuel Geibel.

(Proben aus einer größeren Sammlung.)

Aus den Olegien des Theognis.

An Phöbos.

Phöbos, Sprosse des Zeus, Sohn Letos, nimmer im Anfang
 Laß mich, und nimmer am Schluß Deiner vergessen im Lied,
 Sondern zuerst und zuletzt und inmitten will ich Dich preisen.
 Doch Du neige das Ohr, Herr, und gewähre mir Heil.

Die Geburt des Apollo.

Als Dich, Herrscher Apoll, dort unter dem wipfelnden Palmbaum,
 Den sie mit Armen umschlang, Leto, die Fehre, gebar,
 Dort am Ruge des Sees, Dich aller Unsterblichen Schönsten,
 Ward von ambrosischem Duft Delos geheiligtes Land
 Bis an die Ufer erfüllt und es lachten umher die Geißle
 Und es erglänzte vor Luft blauer die Tiefe des Meeres.

Das Lied der Mufen.

Mufen und Grazien ihr, Zeus Töchter, als ihr zu Hadmos
 Hochzeitfeier erscheint, sangt ihr ein herrliches Lied:
 „Was da schön ist, ist lieb, was nicht schön aber, ist unlieb.“
 Also scholl der Gesang auch vom unsterblichen Mund.

Begegnung am Brunnen.

Nicht mehr schmeckt mir der Wein, seitdem sie das zierliche Mädchen
 Iris an den anderen Mann, an den geringern, vermählt;
 Kann sie die Eltern doch nur mit Wasser bewirthen und oftmals,
 Wenn sie vom Brunnen es holt, meiner gedenkt sie und weint.
 Siehe, da legt' ich den Arm um das Kind und küßt' ihr den Nacken,
 Und ein verstoffenes Wort flüsterete jactlich ihr Mund:
 „O wie haß' ich den Argen um dich! Denn immer noch heimlich
 Fliegt mein thörichtes Herz dir wie ein Wägelchen zu.“

Gesellschaftsregel.

Nöthige nie beim Feste den Gast ungeru zu verweilen,
 Noch auch mah'n' ihn zu gehn, eh' es ihm selber gefällt.
 Auch wenn Einer der Zecher vielleicht, vom Weine gepanzert
 Sanft in Schlummer versiel, wecke den Schläfer nicht auf;

Nach verweife, bevor er es wünscht, aufs Lager den Muntern,
 Denn im tiefsten Gemüth ärgert uns jeglicher Zwang.
 Aber dem Durstigen sei stets nah mit dem Krug der Mundschenk;
 Nicht allmählich wie heut ist ihm zu Schwärmen vergnunt.

In der Verbannung.

Hör' ich den schrillenden Ruf des fernherziehenden Kranichs,
 Welcher, ein Votz der Saat, jährlich im Herbst uns erscheint,
 Triffst es mich jezt, wie ein Schlag, und im düstern Herzen gedenk' ich,
 Wie mir der Fremde daheim waltet im reichen Gefild,
 Ach, und die Mäuler für mich nicht mehr hinziehen die Pflugshare,
 Seit mich das Unglücksschiff in die Verbannung entführt.

Hoffnung.

Einzig die Hoffnung blieb von den Himmlischen unter den Menschen,
 Zu den olympischen Höhen kehren die übrigen heim.
 Treue, die mächtige Göttin entwich, es entwich uns die erste
 Zuht und die Grazien, Freund, suchst du auf Erden umsonst.
 Nicht mehr gelten im Volk als heilig die theuersten Eide
 Und der Unsterblichen denkt Keiner und ehrt sie mit Schen,
 Sondern der Frommen Geschlecht starb aus und weder des Nachtes
 Sagenen achten sie mehr noch den geheiligten Brauch.
 Aber so lange du lebst und das Licht noch schauest der Sonne,
 Klamm're mit treuem Gemüth fest an die Hoffnung dich an
 Und wann unter Gebet süßduftendes Opfer du zündest,
 Sei es zuerst und zuletzt immer der Hoffnung geweiht.

Heimweh.

Wohl begrüßt' ich dereinst Siciliens prangende Fluren
 Und des Eubdergestads üppiges Traubengefilz,
 Sparta sah ich, die glänzende Stadt am beschilften Eurotas,
 Und wohin ich auch kam, ehrten sie freundlich den Gast,
 Aber die Sehnsucht nicht in der Brust mir konnt' es beschwichtigen. —
 So vor jeglichem Land war mir das heimische süß.

Rachegefühle.

Höre mich Zeus im Olymp, ich ersehe ja nur was gerecht ist
 Endlich für so viel Leid gieb zum Erzh mir ein Glück!
 Laß mich sterben, dasfern von den drückenden Sorgen ich nimmer
 Ausruhn soll und Verlust ewig sich reiht an Verlust.
 Doch so scheint es bestimmt, nie soll ich die Frevler bestrast sehn.
 Die mit schöner Gewalt, was ich besaß, mir geraubt
 Und nun schwelgen, indessen ich helbst aus dem Strom des Verderbens
 Elend und Noth wie ein Hund nur mit dem Leben entrann.
 Dürst' ich ihr Herzblut schlürfen! Und sähet' ein vergeltender Dämon,
 Wie mein Sinn es begehrt, endlich herauf das Gericht!

Nach der Rückkehr.

Nähne mich nicht an den Graus! Ich erjühr das Geschick des Odysseus,
 Welcher in Aides Reich wandert' und, wiedergekehrt,
 Dann die Freier erwürgt' in unbarmherzigem Zorne,
 Seiner Penelope Leid strafend, des keuschen Gemahls,
 Die ja seiner so lang' in Troien geharrt mit dem Sohne,
 Bis er dem heimischen Herd endlich ein Rächer erschien.

Beim Herannahen der Perjer.

Herrlicher Apoll, du thürmtest ja selbst der megarischen Veste
 Binnen dem Pelopölu ein, dem Akatöos auf,
 Wehre denn selbst nun auch von der Stadt die Geschwader der wilden
 Weber zurück, auf daß froh, wie es Brauch ist, das Volk
 Dir im erwachenden Lenz darbringe die Festhekatomben
 Und sich des Cithertönd's freu' und des mornnigen Mahls
 Und beim Reizengelang aufjauchz' um deinen Altar her;
 Denn es befällt mich ein Graun, seh ich in tödtlichem Haß
 Also blind die Hellenen entzweit. Drum halte Du selber
 Gnädig die schirmende Hand, Phöbus, ob unrer Stadt!

Sprüche.

Rein kostbarer Schatz, als Vater und Mutter zu haben,
 Welche dem heiligen Recht immer die Treue bewahrt.

Hüte dich wohl vor vermessnem Wort! Von den Sterblichen Keiner
 Weiß, was heute die Nacht, morgen der Tag ihm behert.

Viele gefellen sich dir beim Becher als traute Genossen,
 Doch zu entschlossener That bleiben dir Wenige treu.

Selbst nicht der Leu schweigt immer in Fleischkost, sondern die strenge
 Roth, die Begwingerin, macht auch den Gewaltigen zahm.

Neben den Weinenden laß uns nie hinsieh'n und lach'n,
 Nur von des eignen Glücks leicht'n Gedanken erfüllt.

Nimmer vermag ich, o Herz, dir Alles nach Wunsch zu gewähren;
 Dulde dich! Dir nicht allein ward nach dem Schönen der Turst.

Enone des Isou.

Oft zwar ist die Gemeinheit reich und es darben die Edlen,
 Doch wir gäben im Lauch nimmer für ihren Besüß
 Unrer Gesinnung dahin, denn ewiglich bleibt sie ein Schatz uns;
 Aber das irdische Gut wechselt beständig den Herrn.

Aus Archilochos.

Kriegsmann und Dichter.

Dienstbar bin ich dem Herrscher, dem Enbalischen Kriegsgott,
 Aber des Rufengehents wall' ich, des holden, zugleich.

Fassung.

Herz, o Herz, von ungefügen Kümmernissen schwer gebeugt,
 Auf! und jenen, die dich haßen, wirf entgegen lähn die Brust
 Und auf deiner Feinde Lanzen schreite selbstvertrauend zu!
 Aber wenn du Sieg errungen, jauchze laut nicht vor der Welt,
 Noch zu Hause schmerzgedröchen jammre, wenn du unterlagst.
 Sondern, ob ein Glück dich froh macht, ob ein Mißgeschick dich trantte,
 Halte Rath und sei des Wandels, der die Welt beherrscht, gebent.

Ein Bild der Geliebten.

Mit frohem Lächeln stand sie, sich ein Myrtenreis
 Und frische Rosen pflückend, und beschattend fiel
 Um Brust und Nacken wallend ihr das Haar herab.

Ode der Sappho.

An Aphrodite.

Die Du thronst auf Blumen, o Schaumgebor'ne
 Tochter Zeus, listinnende, hör' mich rufen;
 Nicht in Schmach und bitterer Qual, o Göttin,
 Laß mich erliegen!

Sondern huldvoll neige Dich mir, wenn jemals
 Du mein Fleh'n willfährigen Ohr's vernommen,
 Wenn Du je, zur Hilfe bereit, des Vaters
 Hülfe verlassen.

Rajhen Flug auf goldenem Wagen zog Dich
 Durch die Luft Dein Taubengelspann und abwärts
 Floh von ihm der Fittiche Schatten dunkelnd
 Ueber den Erdgrund.

So, dem Bliz gleich, siegst du herab und fragtest,
 Sel'ge, mit unsterblichem Antlitz lächelnd:

„Welch ein Gram verzehrt dir das Herz?
 Warum doch

Riefst du mich, Sappho?

Was beklemmt mit sehnlicher Pein so stürmisch
 Dir die Brust? Wen soll ich in's Neß dir schmeicheln?
 Welchem Liebling schmelzen den Sinn? Wer
 magt es,

Deiner zu spotten?

Flieht er: wohl, so soll er dich bald verfolgen;
 Wehrt er stolz der Gabe, so soll er geben;
 Liebt er nicht, bald soll er für dich entbrennen,
 Selbst ein Beschmähter.“

Komm denn, komm auch heute, den Gram zu lösen!
 Was so heiß mein Busen ersehnt, o laß es
 Mich empfangen, Goldselige, sei Du selbst mir
 Bundesgenossin!

Frühlingsgesang des Hykos.

Frühling ward es und wieder blüht
 Vom sanft strömenden Bach getränkt
 Der Hydontische Apfelbaum,
 Wo jungfräulicher Nymphen Schaar
 Tief im Dunkel des Haines spielt
 Und die Bläthe der Rebe schwillt
 Unter schattendem Weinlaub.

Noch nicht achtet der lieblichen
 Jahreszeit Frod und läßt mich ruhn;
 Nein, wie thracischer Wintersturm
 Widerluchend von Bligesschein
 Fällt er, Kypris' wilder Sohn,
 Mit blindlengender Wuth mich an
 Und erschüttert gewaltsam mir
 Die Grundbesten des Herzens.

Späte Liebe, von Hykos.

Wieder unter schwarzen Wimpern
 Mit bethörenden Augen schaut mich
 Frod an und treibt mit tausend
 Süssen Lockungen mich in Kypris'
 Unentrennbar festes Neß.

Ah, vor seinem Raßn erbeß' ich,
 Wie am Wagen das Ross, das einstmal's
 Kranz und Siegespreis davontrug;
 Ungern magt sich's, nun gealtert,
 Mit den geflügelten Nenngeßpannen
 In den Kampf der Bahn hinaus.

Skolion des Anakreon.

Den nicht mag ich beim vollen Potal, der über dem Trunk mir
 Von trübseiligem Krieg schwätzt und gehässigem Streit;
 Aber es sei mir geest, wer köstliche Gaben der Muse
 Und Aphroditens nicht in die gefellige Lust.

Lieder des Anakreon.

Mir zuwerfend den Purpurball
 Fordert Eros im Goldgelock
 Mich zum Spiel mit dem reizenden
 Buntfandaligen Kind auf.

Doch sie stammt von der prächtigen
 Lesbosinsel und rügt mein Haar.
 Grau ja sei's, und in Sehnsucht, ach,
 An ein blondes gebent sie.

Mit schwertwachsendem Hammer Schlag,
 Wie die glühende Stang' ein Schmied
 Trifft mich Eros und taucht mich dann
 In eisaltes Gewässer.

Knabe du mit dem Mädchenbild,
 Dein verlang' ich, doch hörst du nicht;
 Werfst nicht, wie du die Seele mir
 Sanft am Flügel dahinentst.

Anakreons Grab.

Von Simonides.

Reb', Alttrösterin du, mostnährende Mutter der Traube,
 Die du zu krausem Gewind üppig die Ranken verschlingst,
 Hochauf blühe mir hier an Anakreons Säule, des Tejers,
 Und umspinne des Grabs locker geschütteten Staub,
 Daß dem Freunde des Weins und des bescherbeseiligten Reizens,
 Der von Lieb' und Gesang trunken die Nächte verschwärmte,
 Auch in der Gruft noch über dem Haupt volljaßig die Traube
 Niederhänge, vom Grün schwellender Blätter umhüllt,
 Mit süßperlenendem Thau ihn ewig zu tränken, den Alten,
 Der viel Süßeres noch weich von den Lippen gehaucht.

Trinklied des Bakchylides.

Ein seliger Zauber entsteigt dem vollen Potal, er entflammt
 Zu süßem Verlangen das Herz und wiegt das entzückte Gemüth
 Mit Hoffnung und scheucht in die Ferne
 Die Sorgen dem Menschengeschlecht.

Ja, wen Dionysos ergriff, der rühmt sich, ein einzelner Mann
 Herab von den Städten den Kranz der Sinnen zu reihen und träumt
 Als König die Welt zu beherrschen,
 Hochsprangend im Purpurgewand.

Da schimmert von Gold das Gemach und köstlich Getöse erglänzt
 Und Schiffe, beladen mit Korn, heimtragen vom Strande des Nil's
 Unendliche Fülle des Reichthums —
 So schwärmt beim Gelage das Herz.

Grabschriften aus der Anthologie.

Dies ist der Hügel Achills, des zermalnenden, von den Achäern
 künftigen Troergeschlecht noch zum Entsetzen gethürmt
 Nicht am Ufer; dem Sohne der Meerstuherrscherin Thetis
 ziemt es zu ruhn, von des Meers ewiger Klage gewiegt.

Taon, des Dion Sohn, der Antihier, schlummert den heil'gen
 Schlaf hier; nenn' es nicht Lob, ging der Gerechte zur Ruh.

Demarete, die wider den Feind acht Söhne gesendet,
 Begle sie all' in's Grab unter dem selbigen Stein;
 Aber sie brach nicht aus in unendliche Klage! sie sprach nur:
 Heil Dir Sparta! Für Dich trug ich die Kinder im Schooß.

Thermometer-Studien.

Novelle von Heinrich Bertau.

Motto: „Ich bin nicht, was ich bin.“ (Othello)

Vorbemerkung des Herausgebers.

Erst jetzt bin ich in der Lage, die nachstehenden Briefe zu veröffentlichen. Sie sind so sehr der Ausdruck durchempfunderer Stimmungen und unmittelbaren Lebens, daß ich nur durch Bezeichnung des Herzenthermometer-Grades und durch Citate aus Dichtern über jedem Brief das Ganze einigermaßen dem Bereich der Erfindungen nahe bringen konnte.

Ernst an Victor. (15 Grad unter Null.)

Motto: „Es möchte sein Hund so länger leben!“ (Faust)

Du behauptest von jeher, ich sei Leberkrank — und Du hast recht! Denn woher sonst diese Laune? Nein! Keine Laune. Der finstere Geist Sauls lastet auf mir — und spränge vor mir so ein kleiner harfenpielender Judenjunge herum (wie weiland Monsieur David), ich würde ihm wahrhaftig auch etwas an den Kopf! Ein böser Zustand! Sogar die Sonne ist mir zuwider, und jedes Lächeln unerträglich. Warum kommen aber auch just alle mit Fliederwochen Behafteten hieher? Gestern ereignete sich eine kleine, fade Blondine mit ihrem Gatten und Secondelieutenant. Sie hatte sich ihn eben erst angeschafft. Wie sich das den ganzen Tag liebend anseht! Und wie sie die Lippen aufeinanderknauln! Ich glaube, schon wegen dieser Zwei werde ich mich aufhängen müssen! O glaube, ich möchte viel lieber die Tinte kaufen, als sie auf dieses unschuldig daliegende Papier verkleben! Das heißt — selbst dieses junge Papier ist aus alten Lumpen gemacht! . . .

Daß sogar das Meer mich nicht mehr beruhigt — das ist mir das fatalste Zeichen. Ja, wenn ich sehrend meine Hände danach strecke, da zieht es sich ruhig, aber energisch zurück, und auf der Stelle der weißen Wellenköpfe bleiben die unausföhllichen Krabben, die mir ironisch um die Füße wimmeln! Die Menschen wollen mir die Antipathie, die das Meer gegen mich gefaßt hat, mit der „Gbbe“ erklären. Gott, wenn die Menschen nur nicht Alles so natürlich auffassen wollten! Ach, daß ich noch wenigstens drei Wochen hier aushalten muß, — wegen der verdammten 2000 Francs, die ich bei mir habe . . . Gestern legte ich mich auf den nassen Sand — auch das hat meine Stimmung nicht gebessert!

Wenn ich Dich übrigens auch nicht sehe, weiß ich doch, daß Du unausföhllich bist, und mit dem Ausdruck vorzüglichster Verachtung bleibe ich

Dein Ernst.

Ernst an Victor. (15 Grad unter Null.)

Motto: „Ich habe großes Recht, über die Natur ungehalten zu sein!“ (Schiller.)

Es bellt unten ein Hund. Sieht es etwas Schöneres als ein Hund zu sein? Himmlischer Gedanke, Jedem in die Beine rennen zu können! Jedem klaffenden Riter weicht man aus — wir Menschen aber rennen aneinander wie die Billardkugeln! . . . Du hehst, meine Stimmung ist chronisch und damit ein Zustand geworden — dennoch habe ich meine Selbstmordgedanken aufgegeben, da ich in einer Woche dreimal umzog und damit 3 Hausherrn, sieben Töchter und 12 Dienstboten ärgerte! O wie wohl thut meiner bleichen Wuth so ein dickes rothes zornmüthiges Gesicht! Dennoch schmeichelst Du mir in Deinem Briefe, wenn Du mich einen „Schlechten Kerl“ nennst. Ich, bin nicht schlecht — nur dumm! Und worin besteht meine Beschränkung? Daß ich mich der Beschränkung nicht füge! Warum kann ich mich nicht an die Dummheit der Menschen gewöhnen und muß sie hassen und verfolgen — als ob sie austrottbar wäre? . . . Haß? — Nein! Reid verzehrt mich! Ja, ich beneide das hornirte Lächeln, das auf dem dicken Lippenthron jenes Lieutenant's sitzt, oder diese selbstzufriedenen Philister, die sich die Bäuche lieblosen, diese moralischen Holzlieferanten, die stets von Neuem die Welt mit Brettern verschlagen. . . .

Doch heute bemerkte ich zum ersten Male etwas Anderes als meinen Zorn. Ich sah die Sonne in's Meer versinken. Es kam eine leise Luftwelle und die ersten zitternden Sterne. O, warum bin ich ein Prometheus — an mich selbst geschmiedet? Und warum reißt mir der Geier Verstand das Herz?

Ich bitte Dich, gib mir auf die Fragen keine Antwort — und mache mich nicht auch Dir zum Reiber! O, wenn mir einmal Einer in's Ohr schrie: „Du bist jung und glücklich!“ Und ich wäre dann auf ewig taub — taub für Alle und besonders für mich!

Meine Rechnungen brauchst Du nicht zu bezahlen.

Ernst.

Ernst an Victor. (15 Grad unter Null.)

Motto: „In der Beschränkung zeigt sich der Weiser!“ (Goethe.)

Du sagst, ich sei affectirt? Nun weiter fehlt mir nichts! Weil Du Dich des Lebens freust wie ein Kaninchen, dem man das Gehirn herausgenommen hat, meinst Du, jede andere Weltanschauung sei eine dem „Schopenhauerschwindel“ gemachte Concession. So weißt Du Unglücklich-Glücklicher denn nicht, daß es ein Etwas giebt, das sich wie moralisches Spinnwebgewebe auf Alles legt? Daß man sich mitunter à tout prix los sein möchte, und in diesem Falle selbst die allergeradeften Wege, die dazu führen, nicht scheut?! Ich bitte Dich, antworte mir nicht mehr — sondern lasse Dich anschreiben, wie ich Dich sonst angeschrieben, angeraucht, oder angepumpt habe. Du kannst es nun einmal nicht lassen, Fragen wie: „Sehst Du viel aus?“ „Machst Du Bekanntschaften?“ ic. ic. an mich zu richten. Lächerlich! — Nein, ich will correct sein. — Alles — nur gerade nicht lächerlich! Ja wenn ich darüber lachen könnte — aber diese fettjame Gesichtsverrentung habe ich mir total abgewöhnt . . .

Die Hitze ist groß. Auch richtet mich eine schiefgewachsene Berlinerin auf einer falschgestimmten Zither zu Grunde. Ich aber muß zu Hause sitzen und den ganzen Tag mit den Fingern auf dem Tische trommeln, — und Du weißt, wie mich das nervös macht! Ich hätte Dich schon längst gebeten, meine Langweile zu theilen — wenn diese nicht eine Hydra wäre, deren abgeschchnittene Theile sich fabelhaft rasch ersetzen. Auch eine Fliege summt den ganzen Tag — eine Mollscala! Sie scheint erste Coloraturfängerin am Fliegenhose zu sein. O Atropos — altes Weib! Wo bist Du?! — Gestern als ich an dem zweifarbig angestrichenen Wasserpfahl lehnte (er roch stark nach Delnarbe), hörte ich einen kleinen Dicken (der gewiß einst trocken-nen Fußes durch das rothe Meer gewandelt wäre) zu seiner Ehehälfte sagen: „Du, mir scheint der ist auch verkracht“. Es war von mir die Rede. — Ich dankte ihm schweigend das Wort mit einem Fußtritte. Schade! daß man Fußtritte nicht als Visitenkarten abwerfen kann! Es wäre mir eine Wollust — doch halt!! Ich verfallte in russische „Zustände“ — die einzigen, die von nervösen Frauen noch unbenützt gelassen wurden.

Wenn Du Dir eine neue Hofe zerreißt — telegraphire es mir. Die Nachricht thäte mir gut — vielleicht besser als die Meerbäder! Lasse die Hofe nicht flicken, Glücklicher! sondern gedenke des Polykrates!

Mit den besten Wünschen für Dein Fortkommen — doch nein, Du bist ja noch nicht hier! — bin ich — ach! und bleibe ich

Dein Ernst.

Ernst an Victor. (18 Grad unter Null.)

Motto: „Was soll dem Hoffnungslosen der Zauber im Gemüth?“ (Lern.)

Was ich eigentlich will? Nichts. — Und da liegt der Fehler! — Ich war einmal ein blühender Grund, worauf die Hoffnung ein Lustschloß baute. — Das Schicksal hat es rasirt. — Jetzt ist die Stelle kahl — aber sonderbar: wachsen will nichts mehr darauf. — Kein Sturm hat meinen Frühling verweht — o nein! Im parfümirten Salon war es, bei traurem Kerzenschein — und vor mir saß sie mit den Ellenbeinhänden. Und als der Diener das Zimmer verlassen hatte, da meinte sie mit ihrer ruhigen Stimme — „daß es ein Traum gewesen — daß ihr Gemahl komme — daß sie Pflichten habe — gesellschaftliche Pflichten“ . . . Die Lichter spielten dabei auf ihren Haaren wie die Schlangen auf dunklem Grunde; und da war mir's als hätt' ich einen Schlag auf's Herz bekommen, und ich ging aus dem Hause ich weiß nicht wie. —

So hab' ich sie verloren — aber das Kergste war, daß ich mich selbst dabei verlorren hab', und eine Gedankenfette schmiedet uns auf ewig, wie die Valerenstrahlunge, zusammen. . . — Schade! Ich wäre ohne den leidigen Zwischenfall gewiß ein guter Mensch geworden. Das Schicksal hat mich so behaglich postirt. Aber ich griff in die Spreichen des Schicksalrades und zerrüdete mir das Herz. Sieh! die Geschichte ist schon so alt und ich kann die Erinnerung noch immer nicht begraben. Sie ist eine ausgefesselte Leiche und meine Gedanken haben wie die Raben daran. Darum sprich mir von der Liebe nicht mehr. Was nützt mir die Liebe wenn ich kein Herz mehr habe? Und ohne die Welt könnte selbst unser Herrgott nichts anfangen!

Ich aber komme heim vom Meeresstrande. Im Westen brannten die Farben der untergehenden Sonne, und das erste Mondviertel — doch halt! Ich bin eben im Begriff eine mißlungene Landschaftsschilderung zu leisten — dies Verdienst theile ich aber mit zu vielen andern. Naturschilderung! Bergeliches Bemühen! Die Natur hat ein Tafelchen vor ihrem Heiligthume stehn, das Wenige bemerken: „Fremden ist der Eintritt verboten.“ — Und so schildern sie und bringen hundert Details und das Bild wird immer schattenhafter und lebloser! Ist's nicht wie mit den Dennerschen Bildern? Da ist jedes Härchen, jedes Fältchen gemalt, und doch! Ein roher halbfertiger Rubens'scher Entwurf wirkt zehnmal lebendiger.

Einige glücklich gefundene charakteristische Merkmale sind plastischer als jede Schilderung, und bringen wenigstens Selbstgeesehenes wieder lebhaft vor Augen. Auch das nennt Freund „K.“ schon einen Treffer. Wehe dem gedruckten Sonnenaufgang, wenn der Leser bis jetzt zu faul war, um vier Uhr aufzustehen, — bekommt er ihn auf dem Rigi de facto zu sehen, — wird er doppelt überrascht davon sein.

Ich will mich nicht für unfehlbar halten, und weißt Du, Freund Victor, eine gefcheute Einwendung auf die dumme Bemerkung, so gib sie kund. Bis dahin werde ich die größte Lust haben, ein Buch über: „Perspectivisch wirkende Details“ zu schreiben, und darin die unverständlichsten Bemerkungen niederzulegen. — Die Caricaturen, die ich von Dir gemacht, sende ich morgen. — Verzeih' den langen Brief — doch er ist überstanden! Und — nicht wahr? Daß jedes Ding ein Ende hat, dies tröstet . . . am Ende über viele Dinge! — Noch Eins. Wie kommst Du auf den Gedanken, alte Gedichte von mir zu verlangen? Die sind verloren und vergessen — denn ich bin kein Poet, und war es nie —

War nur so ein leicht erregtes
Schmer beschwichtigtes Gemüth,
Dem die Sprache gern gefällig —
So ward Stimmung leicht zum Lied!

Meine Muse war nicht classisch,
Nicht das Weib aus alter Zeit,
Sondern nur ein hübsches Mädchen
Voll grazibler Feiterkeit!

Und wie alle solche Kinder
War sie zaghaft, schämig, scheu —
Und verlangt, daß unser Treiben
Heiliges Geheimniß sei!

Wenn ich also still verborgen
Alle Lieder, die ich schuf —
War es nur um streng zu wahren
Meiner Muse — guten Ruf!

Ernst.

Ernst an Victor. (13 Grad unter Null.)

Wetto: „Du siken stol“ (Fausl.)

Denke — wie ich gestern Nacht nach Hause komme und wüthend in meinem Zimmer herumfahre, höre ich ein verhaltenes Lachen. Was zeigt der erste Licht-

strahl? — Zwei Jugendbekannte! Der eine war im Lehnstuhl eingenickt — das blasse Gesicht tief auf die Brust herabgesunken . . . unser Musikus Reinhart! Der Andere saß grazios balancirend auf der Bettkante und gähnte blasirt — Herr von Doß! Bald wußte ich, woher sie kamen. „Ich“, begann der Musikant, „komme von zu Hause. Ich war recht elend. Der Kopfschmerz — das viele Stundengeben — dies machte auch einen Gescheiteren auf die Dauer verückt. Und doch hab' ich's von einer Woche auf die andere verschoben. Mich hielt mein Concert — und dann —“

„Und dann?“ wiederholte ich.

Er fuhr sich feuzend mit der Hand über das magere Gesicht und schwieg.

„Also noch immer nicht froh, Freund Reinhart?“

Da lachte er leise. „Sie kennen mich ja!“ sagte er. „Das Glück ist eine schöne Dame in reichen Kleidern — sie kommt nicht gerne in Dachstuben. Ich kenne die Golbe nicht einmal von Ansehen.“

„Bei Gott“ — sagte Herr von Doß, die Manschette aus dem Ärmel hervorzerrend, „da finde ich ja Etwas — was mir in Paris ganz abhanden gekommen ist! Deutsche Sentimentalität. Wie wird mir? Ich sehe Vergißmeinnicht — die blonde Hermine im Hintergrunde — der Traum meiner keuschen Nächte — ich sehe —“

„Ach was“, unterbrach ihn Reinhart kurz. „Nichts ist für mich ärgerlicher, als ein Deutscher, der sich in Paris umodeln will. Gut — streift das bißchen Schulbantpoesie ab. Wo aber bleibt diese reizende französische Frivolität, diese lebenswürdige Bonhommie, die —“

„Wie Leichrosen den Sumpf bedecken“, — ergänzte ironisch Herr von Doß.

„Ich kenne das besser, Herr!“ fuhr Reinhart fort. „Doch habe ich zu lange Frankreich genossen, um noch den deutschen Nischel anzubeten. Auch —“

„Meine Herren!“ unterbrach ich die Streitenden. „Bedenken Sie! Sie kennen sich kaum fünf Minuten und sagen sich schon die blühendsten Grobheiten — wo bliebe da die gerechte Steigerung? Ich habe ohnedies den Spleen, und Eure Psychologie —“

„Aber“, begann Herr von Doß.

„Und doch —“, fing Reinhart an.

„Ich muß sehr bitten hier herrscht keine „Raulfreiheit“, wie die Schweizer sagen! Dieses mein Zimmer —“

„Auf morgen denn!“ sagte der angehende Diplomat kühl und sich erhebend.

„Um 11 Uhr gebe ich im Lesezimmer ein Dejeuner — die Herren sind mir willkommen.“

Er reichte uns seine soignirten Fingerspitzen (aux ongles roses) und verschwand.

Mit Reinhart sprach ich die ganze Nacht. Wie der erste graue Schein und vereinzelte Vogelklänge durch die Laden drangen — schliefen wir ein. In der Brust dieses armen Menschen lebt etwas — — um das ihn Könige beneiden könnten!!

Ernst an Victor. (11 Grad unter Null.)

Motto: „Es war 'mal ein Ritter trübselig und bumm!“ (Heine.)

Du kennst den Reinhart nicht?

Dann will ich Dir Einiges sagen — viel weiß ich selber nicht. Erlebt hat er nichts — er ist ein armer Teufel — — und unsere heutige Jugend muß ihre Aventuren bezahlen.

Er hat ein blaßes Gesicht und müde Augen. Bei Weibern hat er deshalb kein Glück — auf Männer übt er aber einen gewissen Zauber — wenn sie nicht so hirnverwüstet und ausgedorrt sind, wie der in bloßen Formen untergegangene Herr von Doß — in bloßen Formen. . . Du verstehst! — Der Musifus hat eine edelste Liebendwürdigkeit — eine verschämte Schwärmerci für alles Schöne, und den wahrhaft heroischen Muth, sich selbst lächerlich zu machen. Seine Milde hat etwas Frauenartiges — seine Auffassung etwas rührend Einseitiges. Gestehe ich's? Er ist ein Mann, der mir weibliche Tugenden nahe bringt. Stäke er im Unterrock — wer weiß!

Das Dejeuner war, wie voraussichtlich, sehr elegant. Ein kleiner Attache, der viel trinkt und wenig zahlt, war der Vierte. Er hatte lange mit Herrn von Doß in Paris verkehrt — und so war ihr drittes Wort eine Reminiscenz, eine Anspielung, die wir zwei Andern nicht verstanden.

Das paßte verflucht wenig zu den gesucht eleganten Manieren dieser Herren. Du weißt, ich nehm' es sonst nicht genau, und in ungebundener Gesellschaft säütle ich mich selbst beim dorchsten Wort nicht. Aber einheitlich muß die Geschichte sein. Und diese Beiden fielen wie alle Halbmenschen jeden Augenblick aus der Rolle.

Freund Reinhart schürfte schweigend seinen Champagner und ein feines Lächeln umzog seinen Mund.

Da es zum Sport gehört, sprachen sie auch über die Liebe — heiliger La Rochefoucauld!

„Es giebt keine Liebe — nur Genuß!“ näselte der Kleine.

Herr von Doß glaubte hingegen (seine Nägel besehend), sich einer süßsauren Empfindung seiner Jugend erinnern zu können.

„Die Liebe ist bei Ihnen niemals groß geworden: Ihr Verstand ist ein Hercules — er hat die Schlange schon immer in der Wiege erdrückt“, sagte ich, um Etwas zu sagen.

Auf Herrn von Doß's Gesicht legte sich ein Lächeln — der Vorhang, durch den die befriedigte Eitelkeit sah. Wer widerstände dem Zauber, Gesprächsstoff zu sein!

„Ich lasse die dicke Juliette leben!“ rief der Kleine.

„Und ich die Diplomatie,“ sagte Herr von Doß etwas gravitätisch. —

Eine Wahrheit hatte schon lange, wie eine Fliege, in meinem Gehirn herumtort. Ich öffnete den Mund — die Wahrheit flog heraus.

„Hören Sie, Herr von Doß!“ sagte ich in meinem allercordialsten Ton, „ich muß gestehn — ich finde Sie verändert. Sie sind — (in vino veritas) geistig zurückgegangen. Ihr Gespräch, auch sonst kein sprudelnder Quell, war doch ein zugefrorener Bach, der noch ganz hübsche Bilder zeigt. Die Sonne scheint Sie geschmolzen zu haben — ich finde so viel wässerige Stellen. — Das Federschneiden auf der Ambassade thut Ihnen vielleicht nicht gut?“

Ein unterdrücktes Richern Reinhart's lohnte meine Frechheit.

„Schließen Sie das aus der folgenden Antwort? Dann haben Sie recht,“ murmelte der Geschmolzene. „Denn der Lateiner sagt: Wozu den Witz einer Antwort auf dumme Anfrag' verschwenden?“

„Er scheint etwas aus dem geistigen Banquerott gerettet zu haben,“ kicherte Reinhart. — „War er vielleicht in Deutschland verübert?“

„Passons là dessus,“ meinte der Kleine ängstlich auf die noch vollen Flaschen schielend. —

Wenn ich aus schlechter Gesellschaft komme — sehe ich immer, daß es Unrecht war, sie mir zuzumuthen — denn sie ist mir beinahe ebenso zuwider, wie die sogenannte „gute Gesellschaft“!

Doch warum schreibe ich Dir all' das?! Du wirst Dich gewiß über meine Briefe ärgern, doch wahrlich nicht mehr als ich es selber thue!

Ich bin mit mir entzweit, von mir losgelöst, aus mir selbst hinausgeherrt! Doch will ich Dich nicht verlegen. Es thut mir nichts so weh, als weh zu thun.

Du schreibst über meine geistige Wehleidigkeit —! Glaube mir, dieß Gefühl entspringt bei mir nicht in der Schwäche, sondern in einem stark ausgeprägten Unabhängigkeitsfinn. Ich will von Niemandem beherrscht sein — auch nicht vom Schmerz.

Ernst.

Ernst an Victor. (10 Grad unter Null.)

Motto: „Ja, wer sich ändern kann.“ (Volkslied.)

Du meinst, ich sei ein Narr? Holde Sympathie unserer Seelen! — Mich ändern? Ja, hätte ich nicht gefunden, daß bei mir der Urgrund aller Fatalitäten — die Stimme, die mir alle Dummheiten zuflüstert — der Grund meines ewigen Jammerns — auch zugleich die Quelle meines bessern Ich's ist, — und darum ließ ich sie bis jetzt unerschüttet!

Und zum Erhängen, womit ich rascher als mit dem Andern fertig würde, fehlt mir das treibende Motiv — das genirt mich mir gegenüber. Denn es wäre mir fatal, wenn mir der Verstand noch fünf Minuten vor Thorschlufß ironisch zuflüsterte: „Könnten Sie mir vielleicht sagen, warum Sie sich so plötzlich losgeworden sind?“ —

Nicht nur Janus, die Zeit trägt zwei Gesichter — jeder Tag hat seine wechselnden Physiognomien — jede Stunde schneidet andere Grimassen. Sie zu betrachten, darüber zu weinen oder zu lachen — das ist das Leben!

Die Erwartung der Jugend ist in mir gestorben, aber die Reugier des Alters — das da lebt um zu sehen, was noch kommt — — die athmet in mir fort . . .

Mein Kopf ist wüß von dem vielen Champagner und dem wässerigen Styl Herrn W — —'s, den ich eben gelesen habe. Herr W — — schreibt Romane, und was diesem würdigen Herrn an Erfindung gebricht, dies ersetzt er durch totalen Stylmangel — ja, dieser Mangel gränzt an Geiz! Besonders haßt und verfolgt er

die Participien —, und dadurch entstehen, wie Du errathen kannst, folgende kühn combinirte Sätze: „Du bist ein schlechter Mensch,“ spuckte er zum Fenster hinaus — oder: „Wie lieb' ich Dich,“ sah er in den Topf — und: „Mir ist's gleich,“ schneuzte sie sich.“

Wäre ich objectiv, — nicht wahr, ich hätte gelacht? Da für mich aber keine „Erscheinung an sich“ existirt, sondern Alles die traurige Quarantaine meines Innern durchmachen muß, finde ich es betrüblich, höchst betrüblich.

Heute Morgen als ich durch die schattenlosen Alleen zum Bade eilte, ging ein Mädchen vor mir. Ein Urtypus der Schönheit! Dieser weichgebogene Hals — das ruhige Auge, die goldenen Haare im Reize zappelnd — die erste Welle spülte mir das Bild von der Seele!!

„Ich habe keine Lust am Manne — und am Weibe auch nicht“, sage ich mit dem dänischen Melancolicus. Ein altes Obstweib hat mir einen tiefen Eindruck hinterlassen, als die junge Schöne. —

Ich wollte mir die Tasche mit den behäbigen Äpfeln und freischen Rüßen füllen. Doch die Alte war eingenickt, ich weckte sie mit einer undorfsichtigen Bewegung; sie entschuldigte sich unter Lächeln und Gähnen, und mit einem Blick auf ihr ärmliches Tüchlein meinte sie: „Ja wenn man alt wird — da lebt man nicht mehr in's Glück 'nein, sondern daraus hinaus.“ Die Worte und die Früchte trug ich nach Hause. — Und als die Sonnenstrahlen lustig über die bunten Schalen tanzten und sich glutfarbig im Wasserglase brachen, holte ich, da mich mein Gewissen mahnte, „die Farbenlehre“ vom Wolfgang. Und kurze Zeit darauf war ich eingenickt. —

Höre! Wenn Du mir eine Adresse schreibst, so vergiß nie, daß Geschriebenes da ist, um gelesen zu werden. — Dem Caro gieb nicht zu viel Fleisch — und verbiete ihm in meinem Namen jedes Liebesverhältniß.

Ernst.

Ernst an Victor. (Nullpunkt.)

Motto: „Wie kamst Du in dies bumpy Glenb?“ (Vox.)

* Ich war gestern Abend im Theater und heute Vormittag bei der Probe. Der kleine Attaché hat bereits mit der Soubrette angeknüpft. Ein dralles, geschminktes Frauenzimmer. Sie sah in einer Ecke und ließ sich von dem „Schäfer“ in die Wangen kneipen. Ein alter ausgefugener Tenor probirte seine Arie und schnupfte in den Pausen.

Der Capellmeister, welcher gleichzeitig Theaterdirector, Cassirer und Componist der Truppe ist, rief vergeblich: „Ein halber Ton zu tief!“ Die Theaterdirectorin kämmt (es war Sonntag) einen blonden Rangen, der eine Rahe beim Schweiß hielt. Die tragische Liebhaberin besetzte einen schmutzigen Kof mit Treffen. Der Intriguant wärmte das Essen auf dem riechenden eisernen Ofen. „Wo ist die Bronn?“ schrie der Director. „Das Duett kommt!“ — Die ist im Garten, hieß es. — „Ich will sie holen!“ schrie die Soubrette und suchte nach einem neckischen Ton in ihrer Kehle. Sie zog den Attaché mit sich fort. — Herr von Dack lehnte an der Coullisse. „Nun wird's?“ schrie der Director der Eintretenden entgegen. Sie war noch ein Kind — — oder schon ein Mädchen?

Den Strauß legte sie behutsam aus der Hand und nahm eine arg zerrissene Notenrolle aus der Tasche. Das Duett sang sie mit kindischer Stimme und ganz ohne Ausdruck. — Die Augen waren zu Boden geschlagen, von langen gebogenen Wimpern beschattet. Der Director machte ihr Ausstellungen — vergeblich. „Du, ich sag' Dir!“ schrie er erboßt.

Da hob sie die Augen. —

Ich ging sofort aus der Probe. Aber Du weißt ja, daß ich keine dumpfe Luft vertrage.

Ja — was wollte ich Dich doch gleich fragen? Ach so — Nichts, was Du wüßtest!

Ernst.

Ernst an Victor. (3 Grad über Null.)

Motto: „Und mich quält es: Was bedeuten diese läßigen blauen Kästchen?“ (Heine.)

Wie ein Pferd zu seiner Krippe, komme ich täglich zu Dir.

Die tragische Liebhaberin wird jetzt von Herrn von Dock protegirt, seitdem sie eine Rolle im ausgeschnittenen Kleide spielte. Die kleine Veronica — die man „Vroni“ ruft — spielt fast jeden Tag, und immer einmal schlechter, als das andere Mal. Der Ausdruck von traurigem Troste weicht nicht von ihren Zügen. Arme Kleine!

Heute Vormittag bei der Probe legte der Attaché, der die Soubrette schon satt hat, plötzlich seinen Arm um ihre Taille. Sie wollte ihn von sich stoßen — da zirkelte ihr die Frau Directorin etwas in's Ohr und das Kind hielt stille. Nur ihre Augen wandte sie mit klagender Hülflosigkeit auf mich. — Ich rief dem Gesellen ein Wort zu, das nicht zu stark ausfiel, denn reizt man diesen kühlen glatten Herrn — so wird er leicht zur Bestie.

Wie kommt die Kleine darauf, mich für besser als die Andern zu halten?

Reinhart ist fort — ich kann es ihm nicht verdenken. Er geht an den Rhein und bringt Dir meine Grüße. Du wirst ihn gewiß lieben lernen. Ich glaube, die beiden Attaché's haben ihn vertrieben — und auch auf mich üben sie langsam die Wirkung von moralischen Brechpulvern!

Ich wollt', ich wäre fort, — und doch ist es so schon hier! Der heutige Morgen! Das Meer war milde bewegt, die Segel schimmerten weiß in der Sonne — die Wellen ergossen sich auf dem Strande. Eine Möve flog hoch in der Luft. Sehnsucht erfaßte mein Herz, und zwar eh' noch mein Verstand Zeit fand, ihm das Unvernünftige dieser Handlungsweise vorzuhalten.

Und unbewußt kamen mir die Worte: „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide.“ —

Mignon! Ja bei Gott, das war es! —

Victor, lebe wohl! Ich möchte — ich könnte — doch nein! nein!!

Dein Ernst.

Ernst an Victor. (5 Grad über Null.)

Motto: „Sie ist die Erste nicht!“ (Verbitski.)

Heute Nacht — sie war schlaflos genug — las ich: „Eine liebliche Hystory“ — ein mittelalterlicher Versuch, Frauentreue zu beweisen. Die Geschichte hat wohl der Schall Boccaccio aus der Laube gehoben, der immer, mit lächelnder Kühnheit, die Dinge bei ihrem wahren Namen nennt. — Das liegt der ledernen Ueberzugsnatur der Deutschen so ferne! Der Anhang der „history“ war eine Märchensammlung aus den verschiedensten Sprachen, doch des gleichsten Inhalts.

Der Sammler wollte beweisen, daß jedes Volk seinen Aberglauben hat. —

Treue? — Eine häßliche Erfindung! Sie macht dem Menschen alle Ehre — denn in diesem ewigen Schwanken und Schwinden um ihn her griff der Mensch in sein Herz, um dort „dem Bleiben“ eine Stätte zu bauen. Die Stätte nannte er „Treue“. Doch leider vergaß er, — daß jeder Herzschlag an dem Grunde schüttelt. Wir bleiben uns selbst nicht treu — viel weniger einem Andern! Sind erst Jahre darüber hingegangen, verlächen wir unsere heiligsten Schmerzen — und die Erinnerung an einen tollen Streich stimmt uns zur Wehmuth. — Das wollen die Menschen nicht glauben und quälen sich und die Andern! Ebenjowenig sind sie sich über diese Abart von Untreue — den Meinungswechsel klar! Daß zähes Festhalten oft Charakterlosigkeit, die — Doch wozu Dir das auseinandersetzen?! Wo Du mit so reizend hausmütterlichem Verstande begabt bist, der jedem neuen Gaste drei Schritte entgegenkommt.

Das Theater habe ich gemieden.

Könnte ich gewissen niederträchtigen Zuständen wieder auf die sittlichen Strümpfe helfen — ich thäte es gewiß! Doch was nützt der Wille? Ist er nicht ein Tantalusgeschenk, der uns die Möglichkeit, die doch von Unmöglichkeiten umlagert ist, vorspiegelt?

Die Kleine thut mir leid, doch kann ich ihr nicht helfen! Und wäre sie tausendmal zu etwas Besserm geboren — sie wird heute oder morgen der Laune eines Wüßlings zum Opfer fallen. Darin bin ich der fatalste Fatalist. Und hiemit seien die Acten über sie geschlossen.

Freund Reinhart schreibt über die Rheinfahrt mit keuscher Naturbewunderung. Das ist eine Kinderseele, die rein durch den Schmutz des Lebens ging. —

Wenn Du mich auch gefasster findest, Freund Victor, so bin ich dennoch trüber denn je. Ist grundlose Trauer nicht die schrecklichste — da ihr Gründe nichts anhaben können? Und heißt nicht das größte Elend — ein namenloses?

Meine neue Adresse ist: Hôtel du Nord — — mein Name ist derselbe wie früher.

O, brähe doch eine Attachefeuhe aus! —

Ernst.

Ernst an Victor. (8 Grad über Null.)

Motto: „Oh küssst Du in meinem Innern Lesen!“ (Bauft.)

Heute nahm mich Herr von Dooß unter den Arm. Er sprach sehr viel — unter Anderem meinte er: „Mit der Broni — (Sie wissen ja, die mit den hübschen Augen) — habe ich angeknüpft! Für einige Zeit ist sie gut genug.“ —

Ich schwieg darauf. Ich weiß nicht, war ich in dem Augenblicke ein Weiser oder ein Schuft?

Am Abend trat ich in die Fremdenloge. Hinter der Couliſſe stand Herr von Doß und knöpfte der „Tragifchen“ mit Umwegen die Taille zu. Der Tenor ſang dieſelben Sommertöne, die ich ſchauernd ſelbſt erlebt. „Jetzt kommt das Duett,“ dachte ich. Und da kam ſie! Mit müde herabhängenden Armen und in einem jener Kleider, die nach Tailletrand zu ſpät anfangen und zu früh aufhören. — Sie ſang theilnahmloſer als je. Als ſie die Worte begann: „Ich liebe Dich in Treuen,“ lachte das Publicum. — Mit einem matten Blick ſah ſie auf die Spötter. Ihr Blick fiel auch auf mich. — Wie weſſe Blumen waren dieſe Augen. — Dann ſah ich noch, wie ſie in die Couliſſen trat und wie Herr von Doß an ihrem gelbſten Haare zog. Dann hatte ich das Theater verlaſſen. — Mit einer Verwünſchung auf mich und die Andern verfiel ich in einen quälenden, unruhigen Schlummer.

O könnte ich Dir ſagen, wie mir iſt! Ich möchte brüllen wie ein Thier in Todesnöthen.

Ernſt.

Ernſt an Victor. (20 Grad über Null.)

Motto: „Einen unerkannten
Himmelſabgeſandten“, (Mäder.)

Du ſollſt Alles wiſſen. — Geſtern Nacht, als ich in mein Haus eintreten will — ſaß eine Hand die meine. Willenlos war ich fortgezogen durch die finſtern Straßen, an den Fiſcherhütten vorbei. Ein ſchwerer Athem leuchtete an meiner Seite. Der Wind wehte mir lange Haare in's Geſicht. Am Meeresſtrande blieben wir ſtehen; das bleifarbene Licht fiel auf das leichenblaſſe Geſicht Veronica's. Sie ſchwieg und rang nach Athem. Endlich öffneten ſich die zitternden Lippen: „Die Leute martern mich zu Tode. — Ihr Freund hat ſie Alle aufgehehrt. Wenn ich nicht thue, was ſie wollen, würde ich fortgejagt — . Ich ſoll zu ihm gehen — aber ich fürchte mich! Was ſoll ich dort? Sagen Sie! Ach Gott! Wär' ich doch todt!“ —

Sie brach ſchluchzend an mir nieder. Schweigend ſah ich auf ſie herab. Unſagbares durchzog meine Bruſt —. Doch als ich die Lippen öffnete, ſprach ich als Mann. Was ich ihr ſagte? — Nur das Meer hat es gehört und das iſt verſchwiegen! . . .

Hand in Hand gingen wir heim. Ich hatte mit dem Sturm in der eigenen Bruſt dem Kinde Frieden in die Seele geſprochen.

Zu Hauſe legte ich die arme Kleine auf's Bett und verließ ſachte das Zimmer. Wie ich dahinschritt, fiel mein Schatten über die mondbeschienenen Straßen — ich wandte mich nicht von ihm ab, wie ich es in letzter Zeit ſo oft gethan, wo mir ſelbſt der Schatten meines Ich's unerträglich geworden. Durch das offene Fenſter einer Fiſcherhütte ſchwang ich mich hinein. Das Meer brach draußen ſeine Wellen — ich lehnte meinen Kopf an ein Bündel alter Reſe, und träumte ſo vor mich hin. Eine helle Stimme ſang ein jubelndes Lied — dann verhallte es leiſe. Lebe wohl — ich drücke Dich an mein Herz.

Dein Ernſt.

Ernst an Victor. (22 Grad über Null.)

Wotze: „Sie war ein Kind vor zwei Tagen“. (Witend.)

Das war ein schwerer Gang — mitten unter die Theaterrotte hinein! Die Directorin strickte bei meinem Anblick sehr dramatisch und warf mir nach jeder abgestrickten Nadel, mit der sie sich am Kopfe kraute, einen wüthenden Blick zu. Die Soubrette tuschelte mit dem Intriguanen — er hielt einen falschen Zopf hoch in der Luft, damit sie ihn bequemer flechten könne. Beide aber zuckten mit den Nasenflügeln — dies bedeutet auf kleinen Bühnen: „Verachtung“. —

Die Tragische machte einen Versuch, mich heranzuwinken — da richteten sich wüthende Blicke auf sie — und sie beugte sich verlegen zur Reize nieder. — Endlich kam der Director. Er hob bei meinem Anblick den Kopf und ließ ihn dann tief in die Vatermörder fallen — was auf kleineren Bühnen: „Verlehtes Vatergefühl“ bedeutet. — Generalpause. —

„Mein Herr!“ begann er endlich, und nahm eine dramatische Pose an, „Sie wagen es? —“

„Keine Declamation ohne Entree“ — unterbrach ich ihn kurz. „Ich bin da —“

„Aber das Mädchen? Das Kind der Musen — — die Erde —“

„Das Mädchen geht Sie nichts an! Es ist gut aufgehoben und so lange unter meinem Schutze, bis ich sie meiner Schwester übergebe. — Der Contract ist Ihre Sache. Wieviel verlangen Sie Lösegeld?“

Ein allgemeines „Ah!“

„Lösegeld?“ wollte die Directorin auffahren — doch der Gatte kneipte sie in den Arm. „Sei ruhig, Amathusia!“ sagte er und drückte überlegend den Zeigefinger an die Nase.

„Sie sind uns noch sämtliche Sagen schuldig!“ flüsterte ihm der Intriguan in's Ohr.

„Keine selbstsüchtigen Motive!“ war die salbungsvolle Antwort.

Allgemeine Heiterkeit.

Die Soubrette schlug einige Pirouetten, wobei sie einen Pantoffel verlor. Sie zielte auf des Directors Nase. Die Directorin warf ihr als Strafe den Kneuel an den Kopf.

Das Treiben widerte mich an. „Hier ist Geld!“ sagte ich rasch, „ist die Sache abgemacht?“ Der Director schmunzelte. — „Es sei“, sagte er mit kaum wiedergewonnener Salbung. Die Soubrette wollte mich umarmen — doch ich entwischte durch die offene Thür. — Veronica war frei!

Am selben Abend gingen wir noch lange am Meeresstrande auf und nieder. Der Mondstrahl hüpfte von Welle zu Welle. — „Wie die Steinchen beim Jungfernerwerfen“, meinte Veronica. — Allmählich wurde es still und heimlich und wir sprachen ganz ernsthaft von der Zukunft.

„Sonst dachte ich nie an das Heute — und an das Morgen wollte ich nicht denken,“ sagte sie leise. —

Ich suchte so ernsthaft wie möglich zu sein — und auf die Frage, „was sie noch alles lernen solle“, gab ich ihr Rathschläge wie ein alter Professor. „Lernen“ heißt „um sich sehen“, liebes Kind!“ meinte ich. „Das Beobachten der Natur schließt

eigentlich alle Wissenschaft in sich. Auch die alltäglichsten Erscheinungen suche Dir zu erklären. Wieviele Leute vermessen die nothwendige Wissenschaft, weil sie sich schämen, sich selbst ihre Unwissenheit einzugestehen. Auch ist der Glaube irrig, daß das Wunderbare in der Natur durch Erklärung aufhört, wunderbar zu sein! Jedes Wunder faßt tausend Wunder in sich, und am Ende staunen wir die ewige Kette von Ursache und Wirkung als letztes Wunder an. Lädte Deine Zeit nicht mit dummem Stricken und Nähen, oder dem Modegeschlitter der anderen Frauen, die Kleinliches mit kleinem Sinn betreiben. Nicht Pedanterie — der Schönheitsdurftige Blick, der keine Unordnung duldet, muß Dich zur guten Hausfrau machen. Und die Milde, die sich fremder Hülfslosigkeit erbarmt, lehrt Dich eine Suppe kochen — ein Ködchen nähen.“ — Ich schwieg erschöpft — über meine eigene Weisheit. . . .

Ich wollte ihre Hand ergreifen und sie über den etwas zopfigen speech mit einer Liebloosung trösten, doch ließ ich die Hand wieder sinken. Denn wie sie neben mir dahinschritt — das Kind war zur Jungfrau geworden! Das Eckige war in den wenigen Tagen zur weichen Linie gerundet. Die Zöpfe trug sie wie einen dunklen Kranz um's Haupt geschlungen — um Auge und Mund lag ein feiner, gedämpfter Zug. Zu Hause zündete sie die Lampe an, mit einem Lächeln fragend: „ob es so recht sei?“ Ich nickte ein Ja — und sah lange in das voll beleuchtete Antlitz. Ein Nachtfalter flog herein und schwang sich dann in die Nachtluft hinaus.

Lange nachdem sie auf ihr Stübchen gegangen war, saß ich noch am offenen Fenster. Wie das Mondlicht herunterrieselte und sich in vollen Wellen ergoß, da dacht' ich an Vieles — und Eine!

Ernst.

Ernst an Victor. (25 Grad über Null.)

Motto: „Und mich ergreift ein längst entdohntes Sehnen.“ (Faust.)

Ich sehne mich nach einem deutschen Garten. Doch darf ihn der Sommer noch nicht mit Blumen überschüttet und Früchten beladen haben. — Des Frühlings Vorahnung muß noch auf ihm liegen — noch ein Schneestreifen hie und da auf den schmalen Wegen, auf dem dunklen feuchten Grund die ersten feinen Gräserspitzen, und dort am Hollunderstrauch die braunen klebrigen Blätterknospen. . . Die Bäume sind noch kahl — der blaue Himmel schimmert dazwischen. Ich stehe an ein junges Stämmchen gelehnt — ein Vogellaut — jezt ist's still. In dem nassen Sande seh' ich kleine Fußspuren, da wo die Schneeglöckchen blühen — die Buchshecke hat sie lang genug geschächt. — Aber die rotthe Rose dort belächelt mein Träumen. Ich sehne mich nach der Verheißung des Frühlings — vor mir steht seine schönste Erfüllung. Doch Du rotthe Rose! Du hast wohl einen Kelch, — aber sage mir — sage mir — hast Du auch ein Herz?

Ernst.

Ernst an Victor. (30 Grad im Schatten.)

Motto: „Ich war mir selbst ein Traum
Bis mich die Liebe weckte.“ (Kleist.)

Dein letzter Brief ist ja ein wahrer Dornenstrauch von Wahrheiten. — Ich habe mich auch hineingeworfen, wie dazumal der heilige Antonius — aber ach! die Buße

hat nichts genügt! — O, lächle nicht ungläubig über allzuräthige Befehring. Verschwindet denn nicht die tiefste Nacht vor dem milden Sternenschein? Ich habe ein Herz unter Lumpen gefunden — ein Herz, das rein blieb in wüster Umgebung — ich habe es dort gefunden, wo ich es nie gesucht, und wo mir nie der Zweifel kommen kann, daß es ein kränkliches, anergogenes Ding ist, unfähig zu hohem, selbstvergessenem Schlage. . . Glaube mir, nach langen Zweifeln kam ich zum Entschlusse. Und so oft ich sie wiedersehe, bin ich selig darin bestärkt.

Wenn Du sie sehen könntest! Wie sie das Frühstück reicht, so linksch und verschämt hausmütterlich — wie sie in der Ecke über dem Herbarium lauert, um „Klug“ zu werden — wie sie an meinem Blicke hängt, unter meinem Liebeslächeln zusammenschauert. . . O, könntest Du sie sehen! Doch vielleicht ist es besser, daß es nicht geschieht. — Mein Herz ist voll und das Glück stüthet hinein wie die Sonnenstrahlen zum offenen Fenster. Mein armer Verstand aber ist längst wegen Lärmender Nachbarschaft ausgezogen!

Ich kann Dir nicht Alles sagen, was mich bewegt — noch fass' ich mich selber nicht. Mein Herz wird größer mit jedem Tag — und sie, und sie! Diese Blumenseele! Doch still! Sie kommt!

Ernst.

Gedichte.

Von Gottfried Kinkel.

1. An ein Freundespaar im Vaterlande,
mit meinem Großshmid von Antwerpen.

Hinüber zu dem deutschen Heime,
Von dem ich erst mit Wehmuth schied,
Flattert auf Flügeln leichter Reime
Zu euch, in Lieben, her ein Lied.
Ein Kind der dunkelgrünen Matten
Umflaumt vom ew'gen Alpenschnee,
In eures Reinhartswaldes Schatten
Gaukelt's vom blauen Zürichsee.

Den Gruß und Dank euch heimwärts bringen
Soll es von dem verbannten Mann,
Der hier zum Träumen auch und Singen
Ein sonnig Nestchen sich gewann.
Denn überall, wo deutsche Gauen
Sein Fuß gestreift in rothem Lauf,
Es nahmen Männer dort und Frauen
Den Wandrer froh und gastlich auf.

Doch ihr zumeist! Als ob vor Jahren
Ich euch vertraut war und bekannt,
So riefst ihr mich zu euren Laren
Und reichtet herzlich mir die Hand.
In eurer Stadt, die ich vor Zeiten
Als ein Gefangener stumm durchschritt,
Ging heut ich frohlich euch zur Seiten,
Ein freier Mann, mit stolzem Tritt.

Wenn vom Balkon euch weitgebreitet
Die Mainacht strahlt im Sonnenglanz,
Und nebelhaft das Mondlicht gleitet
Auf eurer Höhen grünen Kranz;
Wenn bei der Lampe holdem Schimmer
Ihr traulich Ruh und Rede tauscht,
Die Mutter sticht, vom Kranzenzimmer
Die Schwester euerm Plaudern lauscht —

Dann leset, neben frühern Gästen,
Auch eures jüngsten Gastes Lied,
Das einst am fernem Meer im Westen
Zu enden ihm ein Gott beschied.
Ob über euch gleich sinkem Diebe
Die Minne rasch und jählings schloß,
Dieß Lied spricht auch von starker Liebe,
Wenn sie auch langsam sich erschloß.

Ob's im Gesange klingt und Tönen,
In Farben strahlt und glänzt im Stein,
Das ist die hohe Nacht des Schönen,
Dah es uns sammele zum Weizen!
Zu einer großen Kirche schweben
Wir Alle, noch so weit getrennt,
Und Jeder darf ihr angehören,
Dah Seele für die Schönheit brennt.

2. Appenzeller Sonntags-Andacht.

Zu einer Radirung von Joseph Geisler.

Die Glocke tönt von der Kirche so weit,
Der Wind geht scharf, und die Alm ist vertheilt.
Mutter und Tochter im stillen Haus,

Sie wagen sich nicht durch's Gestäber hinaus:
Man kann ja auch in des Herzens Schrein
Ohne die Predigt voll Andacht sein.

Von dem schmalen Brettchen über der Thür
 Langt die Tochter die Bibel herfür;
 Sie lesen von Gottes Segen und Fluch
 Das alte, das ewig junge Buch.
 Da fliegt hinaus von den Alpengipfeln
 Ihr Geist zu Jericho's Palmenwipfeln;
 Aus den Kengsten des Lebens, des arbeitsarten,
 Träumen sie heim sich in Eden's Garten;
 Sie sorgen sich mehr um Juda's Thron,
 Als um Bismarck oder Napoleon;
 Mehr kümmert sie David, der bräunliche Hirt,
 Als wer jetzt König von Frankreich wird.

Das Käpchen dertweil auf dem Fensterbrett
 Puht sich zum Sonntag und macht sich nett;
 Es leckt sein weißes sammetnes Fellchen
 Und spielt für sich mit dem Strickgarnbällchen,
 Und hinter den pfliffigen Auglein schwanke
 Auch ihm viel superkluge Gedanken.

Die Menschen, denkt es, sind arme Tröpfe!
 Sie füllen für mich und sich die Köpfe,
 Sie haspeln und spinnen, sie weben und sticken,
 Sie scheuern und lochen, sie stricken und sticken:
 Und ruht am Sonntag Spindel und Faden,
 Da plagen sie sich noch mit Bibellesen!

Das Käpchen denkt sich das und dieß,
 Gedanken feyerlich überaus:
 Uetater und Urtaß' im Paradies
 Die ahen keine verbotene Maus.
 Drum führen wir Entel ein freies Leben:
 Wir lassen die Menschen haspeln und weben,
 Und nähren in diesem gotiheligen Glauben
 Den einen Tag uns ehrlich mit Rauben,
 Den andern mit listigem Mausen und Stehlen.
 Drum wird es den Aohen auch nimmer fehlen
 Sie machen sich, frei von Sorg' und Plage,
 Einen Aahenkonntag aus jedem Tage!

Liebeslieder.

Ueber die Haide.

Ueber die Haide hallet mein Schritt,
Dampf aus der Erde wandert es mit.

Herbst ist gekommen, Frühling ist weit.
Hab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geisten umher;
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.

Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai! —
Leben und Liebe, wie flog es vorbei!

Ueber Stern.

Liebeschätzung.

Ist Liebe nicht voll Eitelkeit
Und preiß' ich dich nicht bloß um mich,
Da ich so lob- und langbercit
Erst seit du sprachst: Ich liebe dich?

Erst unser süßer Liebesbund
Enthüllt mir, wie du schön und gut,
Und öffnet plötzlich mir den Mund
Zu Hymnen voll entzückter Bluth.

So ist's! und könnt' es anders sein?
So ist's! und Keinem sei's verhehlt:
Sieh, nur das Eine, daß du mein,
Hat zur Vollendung dir gefehlt.

Und was du bist und was du giebst,
So reich, geschmückt mit jeder Zier:
Daß du mich liebst, daß du mich liebst,
Bleibt mir das Schönste doch an dir!

Stephen Milow.

Anverloren.

Nur flüchtig ist der Liebe Glück;
Es reche Keiner in die Ferne
Und Keiner schaue bang zurück,
Verlanken seines Himmels Sterne.

Einst kostest du es selber nicht,
Daß du so heiß für mich erglommen,
Daß wir in Liebe, Glück und Nicht
So weltvergessen hingeschwommen.

Ich aber klage dich nicht an
Und trage stumm des Schicksals Walten,
Wenn unerbittlich mir zerrann,
Was nimmer, nimmer festzuhalten.

Ob all' die Tage, goldbumsäumt,
Wie nichts von treuer Dauer brachten:
Da ich geliebt, gehofft, geträumt,
Was sollt' ich als verloren achten?

Stephen Milow.

Dämmerung.

Am dunkelnden Himmel die Wolken
Gespenslich treibt der Wind —
Wo bist du geblieben, du herzlich,
Du silberlachendes Kind?

Was tönt deine liebe Stimme
Mir lebenshell im Ohr,
Als bräuch dort aus den Wolken
Ein Strahl des Frühlings hervor?

Was treiben die alten Wände,
Verdunkelt und bestaubt,
Und rauschen mit grünen Wipfeln
Mir plötzlich über dem Haupt?

Sich dufend windet vom Grunde
Herauf sich Strauch an Strauch,
Und deine Hände spannen
Den Frühling über ihm aus.

Es lachen die blauen Augen
Den ganzen Himmel in's Thal,
Einen Namen ruft deine Lippe —
Da zuckt aus den Wolken der Strahl.

Ein Wetter kommt von den Bergen
Herauf mit Sturmesmacht —
Die alten Wände krachen
Und Alles fällt in Nacht.

Wilhelm Jensen.

Auf Tod und Leben.

Brunnhild und Gunther — beide kampfbereit!
Ein Kampf auf Tod und Leben heiß erbittert —
Es wird ein Weib nur mit dem Schwert gefreit . . .
Der ist's nicht werth, der vor dem Tode zittert!

Ja Höl um Höl — so gilt's — und Schritt um Schritt
Du willst den Kampf — wohlan, du sollst ihn haben!
Nur das, um was ich rang, um was ich litt —
Nur das ist mein, nur das kann mich erlaben.

Und Kampf soll dieses Herzens Pochen sein —
Das ist nur werth, wofür ich heiß geblutet. —
Erst muß in Qual mein Herz gebrochen sein,
Im Todesqual — eh's jubelnd überfluthet.

Das Glück — mit Schmerzen will's erworben sein,
Drum auf zum Kampf — du Gunther — ich Brunnhilde!
Wer leben will — muß halb gestorben sein —
So will's die Leidenschaft, die kampfeswilde!

Zum Kampf, bis in der Brust die Wunde klast . .
Ein Weib — es kann nur lieben da und beten,
Wo keine eigne — trotzig starre Kraft
Von einem Stärkeren in den Staub getreten.

Drum geb's ein Gott, daß einst in Demuth ich
Im Staub, ein Weib zu deinen Füßen liege,
Und daß besiegt — in sel'ger Wehmuth sich
Dies Haupt an eines Siegers Wufen schmiege.

G. v. Oberkamp.

Ueber Erziehung und Aufzucht.

Eine Fabel von Hans Hopfen.

(1873.)

Ein weiser Mann, der manche liebe Nacht
Und manchen Tag darüber nachgedacht,
Wie man aus ungesüßten Rangen
Die allerbesten Menschen macht,
Ward endlich selbst von seiner hohen Kunst
So über alles Maß besungen,
Dah er umwallt von blauem Dunst
Sich alles Krümme g'rad zu zieh'n vermach.
Ein Körlein weiß zu waschen dünkt ihn
Spaß,

Die Nacht des Blutes kostet ihn ein Lachen:
Erziehung macht den Menschen nur!
Und was sie will, das kann sie aus ihm
machen!
Die Art gilt nichts und Alles die Dressur.

Erfüllt von des Bewußtseins tiefstem Sinn
Ging einstens er am Seegeflade hin.
Da läuft aus eines Nachbars Tenne
Quer über'n Weg ihm eine alte Henne,
Die eine Schaar von jungen Enten hütet.
Man hatte, wie man's öfters pflegt,
Der Guten freunde Eier unter'legt,
Die Mutter Henne treulichst ausgedrütet.
Und was daraus gekrochen war,
Der gelben Entchen wackelige Schaar,
Galt ihr, die ganz vor Liebe blind,
Als ihres eignen Leibes Frucht,
Als Fleisch von ihrem Fleisch und ihres Hahnes
Kind,

Und nahm's demnach in ihre Zucht.
Und war im Stall und vor dem Trog
Drauf stolz als wie ein achter Pädagog.

Und also stolz kam, wie man oben sah,
Sie eines Tags dem Seegeflad zu nah.
Die Entchen seh'n das weite Wasser glänzen,
Sie recken furchtlos erst die Schnäbel hoch,
Dann webeln sie gar heftig mit den Schwänzen.
Die trinkt, die schlürft, die badet ihren Hals —
Die Mutter Henne warnt und richtig! jäh'n Falls
Plumpt ein's der lieben Kinder in die Flut.
Und eh die Mutter kann die Stimme brauchen,
Klitsch, Klatsch thut eines, wie das andre thut.
Die Alte sieht sie baden, plätschern, tauchen;
Weitans die Flügel spreitend
Und Wehgeschrei verbreitend
Steht sie am Ufer in des Schreckens Bann,
Die arme Henne, die nicht schwimmen kann.

Doch als sie merkt, daß unser weiser Mann
Mitleidig sie, ja spöttisch fast betrachtet,
Schluckt sie die Thränen nieder und erachtet
Für klüger sich zu lassen,
Nichts merken sich zu lassen,
Und spricht: „Ja ja ja, Kind und Kindeskind
Gedeihen klüger, als wir Alten sind.
Erziehung macht die rechten Hühner nur!
Was sagst du zu dem Wunder der Dressur?
Sahst du bislang je Henne oder Hahn,
Der auch nur ähnlich jenen schwimmen kann?
Mich selber trägt im Hof nicht eine Flüge.
Die Kinder aber hält man besser an.
Sieh jenen nach und zieh vor mir die Mähe —
(Und damit wies sie nach den jungen Enten,
Die immer weiter sich vom Ufer trennten.) —
Sie schwimmen immer ferner, immer tühmer...
Bei Gott! sind das nicht guterzogene Hühner?!“

Satirische Zeitglossen

Von Hermann Lingg.

1. Die Macht der Phrase.

Was ist so mächtig wie die Phrase?
Sie flattert üppig durch die Welt.
Sie reicht aus unerhöpfter Wase
Der baaren Thorheit falsches Geld.

Ergeh'n nicht überall Klase
Von hohen — niedern Stählen aus,
Und hängt nicht eine schöne Phrase
Sogar die Liebe selbst heraus?

Bergebens klingelt dort am Glase
Der Präsident vor seinem Pult,
Man murrt, man lobt, man will die Phrase,
Es ist ein höllischer Tumult.

Die ungeheure Seifenblase,
Sie kommt, man folgt ihr athemlos,
In kaum verhaltener Grase;
Sie platzt — jetzt geht der Jubel los.

Oft plärrt mit hochgetragner Nase
Ein Kanzellist das große Wort,
Und nichts ist d'ran, als daß er Phrase
Auf Phrase häuft in einem Fort.

Die Köchin und die alte Wase
Die freilich sind entzückt davon,
Und weh dem, der sich an der Phrase
Versündigt' je mit frechem Hohn.

Rein, Dichter! wüthe nicht und wase,
Wenn Deinem sinnigen Gebicht
Mit einer abgedroschnen Phrase
Der Kritiker ein Urtheil spricht.

Schon abgehetzt als ein Hase
Wird vorgeführt vom Kritik-Amt
Noch als Paradeppferd die Phrase,
Und drauf geschuldigt und verdammt.

Quack eines Drama's Held im Grase
Und ist ein Kump nur oder dumm,
Setzt in den Mund ihm eine Phrase,
Und Beifall kratzt das Publikum.

Es fehlt uns, ach, ein zweiter Dase,
Um auszurechnen wie vielmal
Die tausendfach verbrauchte Phrase
Noch wiederkehrt, o welche Zahl!

Am Schluß hier meiner Parabase
Hört noch, wovon in Angst geräth,
Wovor sogleich verstummt die Phrase;
Es ist — ist — die Autorität.

Spricht große Namen mit Emphase,
Ruf' ein berühmtes Schlagwort aus,
Und Ehrfurcht packt die arme Phrase,
Sie schleicht bestürzt, beschämt nach Haus.

Ja, sie erlischt wie andre Wase. —
Ein Hoch dem Geist, der sie verachtet,
Und jeder „unfehlbaren“ Phrase
Dem Voraus ohne Phrase macht!

2. Literaturgeschichten.

Literarhistorien sind
Keine Bücher zur Zerstreuung,
Sondern Roloströckchen, Kind!
In beständ'ger Wiederkäuung.

Wie der deutsche Geist erstarrt!
Jedes Jahr bringt ein Register
Solchen neuen Land zu Markt,
Um zu mehren das Register! —

Neu? Das wäre noch Problem,
Denn zur Ausfüllung der Bogen
Wird von Jedem höchst bequem,
Nur der Vormann ausgezogen.

Etwas dünnen Senf dabei
Aus dem eig'nen feinsten Tigel,
Und vollendet ist der Brei; —
Drück, Reflake, drauf dein Siegel!

Leßing — (hätt' euch der erwischt!)
Goethe, Schiller werden, Heine
Immer wieder aufgetischt
Und zernagt bis aufs Gebeine.

Bis zum Letzten abgetropft
Wird das Glas, aus dem sie tranken,
Jedes Stäubchen ausgeklopft
Aus den dunkelsten Gedanken.

Nicht ein Küchzettel blieb,
Kein Billettschen, das der Meister
Einer alten Dame schrieb,
Unburchsichtigt durch tiefe Geister.

Weiter, bis sie — höchstes Glück!
Sich im Mittelalter finden,
Geh'n Romantiker zurück
Wie der Wurm in allen Rinden.

Jrgend ein vergilteter Fraß
Aus der Klosterkchreiber Federn —
Solches ist der wahre Schatz,
Wär' er noch so roh und ledern.

Aber für die neue Zeit,
Für der Mittelst Streben, Ringen
Hat man nicht ein Wort bereit,
Außer tabelnd anzubringen.

Das gibt Würde, das gibt Ruhm,
Herlich ist nur, was vergangen,
Und das Epigonenthum
Hat bei uns erst angefangen.

Ueber Alles komme ja
Rein und Versmaß rein geflossen.
Phantasie, Gedanken? Pah!
Geist und Herzblut? — Karttenpoffen!

O, wie schau'n sie vornehm klar
Auf das Dichtervölllein nieder!
Manchen vitt der Teufel zwar
Und er schmierte selbst auch Vieber.

Vieber, Epoden auch
Oder längst verscholl'ne Dramen,
Und nun schmuggelte der Gauch
In sein Buch den eignen Namen.

Was die hohe Meinung hört,
Das wird schmähslich abgetwandelt.
Wer zur Clique nicht gehört,
Wird als Ibiot behandelt . . .

Aber das Gesüchte froßt
Von Gefühl und guter Lehre,
Wie die Stadtfraudas schmarrt
Stets auf Kosten andrer Ehre.

Literarische Ausblicke.

Von Wilhelm Goldbaum.

Wie das Mägdelein in dem Grimm'schen Märchen, das nacheinander Mühe, Leibchen, Rock und Hemde von sich geben muß, bis ihm seine edle Entfagung mit einem Regen von klingenden Thalern entgolten wird, so wird unsere Dichtung eine Menge liebgewordener Traditionen von sich abstreifen müssen, ehe der Traum von ihrer Wiedergeburt sich erfüllt.

Nichts ist verhängnißvoller, als die patriotische Phrase, welche seit vier Jahren mit Dampfkraft arbeitet, um den Saß von dem Zusammenhange zwischen der politischen und der literarischen Regeneration des deutschen Volkes zum Gemeinplatze zu machen. Wohin man auch horche, allüberall murmeln die Einen, declamiren die Anderen von der Evidenz, daß in dem staatlich wiedererstandenen Deutschland auch das geistige Schaffen zur Mustergiltigkeit sich emporheben müsse.

Tragt man aber, worin diese Evidenz wurzle, so erhält man gemeinhin nur ein sehr problematisches Exempel zur Antwort. Zwei classische Epochen habe bisher die deutsche Dichtung erlebt: diejenige des Minnegefangs und die Weimar'sche; beide seien mit bemerkenswerthen Steigerungen unserer politischen Lebenskraft und zwar die erste mit dem Thatenglänze der Hohenstaufenzeit, die andere mit dem Siegesgange Friedrichs des Großen parallel gelaufen. Dadurch sei aber die Unentbehrlichkeit eines großen literarischen Hintergrundes für den politischen Aufschwung unwiderleglich bewiesen: ergo — müsse zu der in den Jahren 1870/71 auf den französischen Schlachtfeldern errungenen Einigung Deutschlands auch eine neue Blüthe-Epoche der Dichtung sich gesellen.

Ich lasse dahingestellt, ob Deutschland sich der Hohenstaufenzeit als eines lichten Blattes in seiner Geschichte zu rühmen Veranlassung habe. Kauer hat es behauptet, und Unzählige haben es ihm nachgesprochen, daß der hohenstaufische Sehnachtsdrang nach Italien die Condensirung aller in dem germanischen Wesen vorhandenen idealen Empfindungen bedeute. Vielleicht — vielleicht auch nicht. Unglück genug haben uns diese Römerfahrten des Imperatoren-Ehrgeizes eingetragen, und mein bescheidenes Ermessen ist, daß, wenn dieselben gleichwol der Nachwelt einer Aureole werth erschienen, man dies viel weniger den Hohenstaufenkaisern selbst, als grade der gleichzeitigen Blüthe der Dichtung zuschreiben habe, welche mit Blumen die Antiken einer unseligen und selbstischen Cäsarenpolitik überdeckte.

Die Deduction würde also den entgegengesetzten Schluß ergeben. Die Poesie, würde man zu sagen haben, hat mit der Politik gar nichts zu schaffen. Obgleich das Geschlecht der Hohenstaufen die Krime zu Deutschlands Zerrissenheit legte, ward ihm gleichwol durch einen ungeahnten Aufschwung der deutschen Poesie ein Relief, ein Postament zu Theil, worauf es wider sein Verdienst emporwuchs zu nationaler Unsterblichkeit.

Wie verhält es sich nun aber mit Friedrich dem Großen? Die Droyßen, Pröhle,

Preuß, die hohenzollern'schen Geschichtographen und noch eine Anzahl anderer wohlmeinender Leute haben nicht aufgehört zu behaupten, daß man Lessing, Goethe und Schiller, Klopstock und Wieland gar nicht denken könne ohne die politischen Großthaten des alten Fritz und daß das Gefäß der nationalen Dichtung sich erst habe erfüllen müssen mit dem Ruhmesgehalt der fredericianischen Siege, ehe aus ihm der Nathan und Emilia Galotti, Hermann und Dorothea, Faust und Tasso, Wallenstein und Tell hätten emporwachsen können. Ich bleibe auch hier bei meinem Troßdem. Ja wol, obgleich Friedrich's Thaten das nationale Bewußtsein, anstatt es zu kräftigen, vielmehr schädigten, obgleich der große König selbst die deutsche Dichtung und die Dichter geringschätzte, anstatt sie nach Gebühr zu ehren, obgleich er um ein einziges französisches Gedicht unbedenklich auch den besten deutschen Autor dahingab, hat der Dichtschimmer, welcher von Klopstocks Namen ausging, sich allmählig zu dem Sonnenglanze verstärkt, der um die Namen Lessing, Goethe und Schiller ausgegossen ist. Troßdem, nicht weil.

Ich weiß nicht, inwieweit meine Keßerei dem Unbefangenen berechtigt erscheinen und wo sie aufhören wird, als begründet hingenommen zu werden; aber das weiß ich, daß mancher Leser nicht verfehlt wird, zur Verstärkung des Analogons mir in Gedanken die contemporane Blüthe-Epoche der Hellenischen Dramendichtung und der Perikleischen Politik entgegenzuhalten. Ein Causalnexuſ, wird man mir erwidern, müsse immerhin vorhanden sein und er springe auch wie von selbst in die Augen, wenn man erwäge, daß den Perseerkriegen das Zeitalter der Aeschylus und Sophocles unmittelbar auf dem Fuße folgte, ja daß jene mit diesem sich gleichsam durchdrangen.

Ich habe aber nicht gelehnet, daß eine solche Gleichzeitigkeit vorhanden sein könne, ich behaupte nur ihre Zufälligkeit und bestreite also die Evidenz des Schlußes, als ob eine politische Regeneration nothwendig auch eine literarische in ihrem Gefolge haben müsse. Ich sage: das nationale Bewußtsein war in Deutschland so wenig zur Zeit des zweiten hohenstaufischen, als des zweiten hohenzollern'schen Friedrich in seiner Blüthe; es lag im Segenheile ächzend zu Boden und arbeitete im Frohdienste fremder, wenn auch mächtvoller Ideen, und dennoch fand es eine Zuspätkunft in der Poesie, ein Ayl, wo es zu idealen Höhen emporkamm, um da droben, zwei Schritte vom Aether, an unsterblichen Geisteswerken sich zu erproben.

Wollte ich diesen Idenengang bis zu seinen letzten Consequenzen verfolgen, ich käme vielleicht zu dem Resultate, daß die Blüthe der Poesie den Untergang der Poesie bedeute. Und fürwahr! ich brauchte nicht nach der Entstehungszeit der homerischen Gedichte zu fragen, um e contrario zu argumentiren; ich dürfte nur um mich her in die greisbare Gegenwart schauen, um meinen Satz mit guten Gründen zu stützen. Seit der Erfüllung unserer nationalen Wünsche und seitdem das Ideal des wiedergeeinten Deutschland in seinen ersten Umriffen sich zeigte, ist unsere Poesie allen Gefahren einer phrasentrunknen Selbstzufriedenheit preisgegeben. Der Drang, die Sehnsucht, die Hoffnung und die zeitweilige Enttäuschung öffneten den Dichtern ihren „runden Mund“; als aber das Sehnen gestillt war, da verhätschte sich ihr castalischer Quell, und breit, nüchtern, prosaisch wälzt sich unser literarisches Leben in den Zeitungen dahin, kaum hie und da etliche Goldbrüner an den Strand empor-schwemmend.

Soll ich an Heine's goldenes Wort erinnern, daß die düstigsten Lenzlieder hinter dem Ofen, die glühendsten Vaterlandsgefänge jenseits der heimathlichen Gefilde und die feurigsten Freiheitsdithyramben im Kerker entstehen? Verdrücklich genug ist diese Nacht des Gegensatzes im Bereiche der Poesie, und traurig die Wahrnehmung, daß sie nach wie vor die Herrschaft führt. Der satte Magen dichtet nicht, er verdaut. Und wir haben viel zu verdauen, denn wir sind eben erst von einer reichbesetzten Tafel aufgestanden, auf der uns Sieg, Ruhm, Stolz in Fülle servirt waren. Das Gefühl der Befriedigung begeistert nicht; nur ihre Ahnung ist es, ihr Rahe, der Drang zu ihr, welche unsere Phantasie beschwingen und unser Seelenleben erregen.

Warum wären sonst der Lenz und nicht der Hochsommer, warum das Sterben und nicht der Tod, warum die Liebe und nicht die Ehe die Symbole der Poesie?

Aber ich will ja nicht beweisen, daß die politische Wiedergeburt Deutschlands mit dem Stillstande unseres poetischen Schaffens geradezu gleichbedeutend sei. Ich hoffe so vertrauensvoll wie irgendwer, daß in unserm Dichterwalde die Singvögel nicht ausgestorben sind und daß nur eine zeitliche Pause eingetreten, nach deren Verlaufe von neuem fröhliche Melodien durch das Gezweig dahinschmettern werden. Nur meine ich nicht, daß die nothwendige Voraussetzung zur Wiederkehr einer poetischen Epoche die Einigung und der Nachgewinn des Vaterlandes gewesen seien. Schafft neue Ideale, setzt unserm Sehnen neue Ziele, findet neue Formen und führt uns zu neuen Gedanken; dann wird auch ein neues Leben und Streben in die Dichtung kommen! Das Lieb vom Vaterlande ist ausgefungen, seitdem wir wiederum ein Vaterland haben, stolz, gefürchtet, ragend wie ein Weltbau. Der Duft von den Geheimnissen der Natur ist abgestreift, seitdem die Wissenschaft sie entriegelte und ihre Zweckmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit demonstirte. Das Mysterium des Menschenlebens ist erschlossen, seitdem die Politik dasselbe in seinen Vann geschlagen und alle seine Räthsel vereinfacht hat zu der trostlos unpoetischen Formel: „In Reih und Glied.“ Was bleibt noch übrig? Ein hundertfach verträumtes „Nebeneinander“, um mit Guplow zu reden, das aber jeder dichterischen Form widerstrebt, das den Rahmen jeglicher poetischen Begrenzung gewalttham sprengt, und nur noch in dem grenzenlosen Vette des Romans scheint festgehalten werden zu können, des Romans, der niemals eine dichterisch berechtigte, sondern höchstens eine geduldete Form sein wird, weil er ein Zwitterding ist, eben nur gut genug, um über ein Provisorium hinwegzuhelfen, in dem die schöpferische Kraft hinter die anempfindende, die gestaltende hinter die nachbildende zurückgetreten ist.

Zum Epos, sagt man, seien wir nicht naiv, zur Lyrik nicht simpel genug; für das Drama mangle uns der energisch zur Handlung treibende Kern, der uns durch den Gang zur Reflexion überwuchert sei. Das ist eine Entschuldigung, sagt Konrad Volz, aber keine gute. Und sie ist deshalb nicht gut, weil sie Halbwahres mit Falphem vermischt.

Zu dem Epos nach homerischem Zuschnitte oder im Style der Nibelungen sind wir nicht naiv genug, das ist wahr; aber müssen wir denn allezeit auf Muster zurückgreifen, zu deren Erreichung uns nahezu alle Bedingungen fehlen? Haben wir die Verpflichtung, weil Goethe der Einzige auf homerischen Pfaden zu wandeln begnadet war, nun auch unsererseits auf antiken Stelzen einherzusteigen, da wir doch einmal nur auf modernen Wegen uns zurechtzufinden wissen? Und wäre noch Goethe ein Deutscher, will sagen: ein deutscher Nationaler gewesen! Wem braucht man es denn zu erzählen, daß er ein nachgeborener Hellene war, der letzte Enkel aus der Familie Homers?

Und nicht simpel genug zur Lyrik. Bah! das ist im Grunde nur eine Renommisterei. Wir halten uns für wunderbar complicirtes Rädernetz, zu gut zum anspruchslösen lyrischen Gebichte, und gestehen doch in dem nämlichen Athem, daß die uralte ewigen Stoffe des Lyrikers unbergänglich sind, daß sie heute so gut wie vor zweitausend Jahren den Memnon in dem Menschenherzen zu harmonischer Tonfälle zu stimmen vermögen. Wir sind freilich nicht simpel wie die Kinder und die lieben Frauen; aber dafür sind wir einfach zum Erschrecken, denn unser ganzes Denken, Empfinden, Sehnen und Begehren ist nur auf Eine Bahn gelenkt, auf die politische. „Exact“ heißt das Zauberwort, das unser Banner zielt; „exact“ ist unsere Wissenschaft, „exact“ unser Gefühl und leider auch unser Ideal. Und diese unsere Monotonie ist so anspruchsvoll, sich für unfehlbar zu halten, während sie doch nur ein Schmuß des Bürgers, nicht des Menschen sein kann. Dabei kann freilich die Lyrik, diese närrische, einfältige, leid- und freudvolle Sprache des Herzens, nicht bestehen, denn das Herz ist nun und nimmermehr eine versailer

Gartenhecke, die man mit der Scheere der Staatscaïsson hübsch egal und gradlinig zurechtzuschneiden kann.

Und weil es das nicht ist und dennoch Göttern dienen soll, welche kalt und nüchtern auf dem Postamente der gemeinen Zweckmäßigkeit aufgerichtet stehen, deshalb schmollt es und räumt dem Verstande, der Wissenschaft, der Bildung den Platz. Das ist's, warum wir soviel an unmittelbarem Anschauen, an Instinct und Ahnungsfähigkeit eingebüßt haben: wir sind, um Dichter zu sein, zu gebildet; der Kritiker trägt die Fahne des Jahrhunderts. Alle tief sinnigen Unterscheidungen zwischen realistischer und idealistischer Weltanschauung laufen auf diese Vereinfachung unserer geistigen Constitution hinaus, auf diese bitterböse Parole: Das Herz ist todt, es lebe der Verstand! Der goldene Dufst der Morgenröthe umweht nicht mehr die gemeine Deutlichkeit der Dinge; er ward von ihr verschluckt. Und in dieser Verfassung ist man allenfalls ein prompter Staatsbürger und, wenn man noch ein Uebriges hat, ein Romanschriftsteller, aber ein Epiker und Kritiker ist man nicht. Auch kein Dramatiker. Denn wo pulsrte der tropige Herzschlag des Individuums mächtiger als in dem titanischen Kampfe wider das übergewaltige Schicksal, in der verhängnißvollen Schwelbe zwischen menschlicher Schuld und tragischer Sühne? Da mögen die Wilbrandt und Weilen, die Große, Geibel und Herze, die Ringg und Lindner sich bis zur Erschöpfung abringen im „Schweiß der Edeln“, umsonst! das Herz der Welt ist auch das Herz des Dichters, und geht durch jenes ein Riß, so ist auch dieses wund und krank. Es ist das Verhängniß der Zeit, dem sie vielleicht erliegen werden.

Und was ist die Moral dieses Zustandes? Ist Anastasius Gräns Verheißung von dem „letzten Dichter“ zu Schanden geworden oder stehen wir nur für eine Weile rathlos in einem engen Passe, jenseits dessen ein neues „gelobtes Land“ der Dichtung winkt? Wer Fragen aufwirft, der zweifelt; ich aber zweifle nicht.

„Einst wird kommen der Tag.“ Wann? . . . Nun zwei Dinge stehen mir einstweilen fest: für's Erste, daß wir uns von Formen emancipiren müssen, welche beweinst reichlich auslängten, um unser dichterisches Leben in sich zu fassen, jetzt aber bei weitem zu dürftig sind, als daß in ihnen der ganze ungeheure Schatz an intellectuellem Material, welchen wir inzwischen gehoben haben, sich poetisch bewältigen ließe; für's Zweite, daß von der Politik, und sei sie noch so ruhmvoll und gewaltig, kein Impuls ausgehen wird auf die Phantasie und die Gestaltungskraft unserer Poetennaturen.

Hut ab vor dem großen Stagiriten! Er hat die Poetik mit tieferer Erkenntniß der Menschenseele construiert, als die Formelräumer es fertig zu bringen pflegen. Aber er war schließlich doch auch nur ein sterblicher Mensch, von seinesgleichen bloß dadurch unterschieden, daß er auf mehr denn zwei Jahrtausende hinaus die Pfeiler eines Systems vor Sturm und Untergang sicherzustellen vermochte. Aber ein jeder Mensch hat seinen letzten Tag; auch Aristoteles. Wir können nicht mehr in die stereotypirten Dichtungsgattungen uns hineinzwängen; sie sind uns zu eng geworden wie ein ausgewachsener Rock. Die Dreitheilung in Lyrik, Epik und Dramatik entspricht nicht mehr dem geistigen Leben, auf das sie Anwendung finden will, und deshalb streben wir aus ihr hinaus, suchen uns in dem weiteren, aber leider nur zu schlotterigen Gewande des Romans heimisch zu machen, werfen den strengen Faltenwurf des epischen und die dürftige Hülle des lyrischen Gedichtes geringschädig zur Seite. Was wäre es wohl sonst als dieses Mißbehagen an den überkommenen Formen, wenn hier Einer auf den Stabreim, dort ein Anderer auf die antiken Odenmaße zurückgreift, die er ungereimterweise reimt? Was wäre es sonst, wenn moderne Poeten die Maße im epischen Gedichte durcheinanderwerfen wie Kraut und Rüben, im lyrischen aber völlig vernachlässigen und an dem Rhythmus sich genügen lassen, den sie reimlos zu dithyrambischem Stelzenschritte emporschaukeln? Hier hat vor allen Dingen die Reform anzusetzen, und sie wird es, sofern anders es eine Wahrheit ist, daß der Geist sich den Körper baut.

Aber ist denn dieser Geist vorhanden? Man sagt es mit nicht geringem Stolge und fügt hinzu, die ungeahnt wiedererworbene Größe des Vaterlandes, der gewaltige nationale Gedanke bilde den Inhalt unserer künftigen Poesie. Das ist wahr und falsch — je nachdem. Wahr, weil diese Größe und Machtvollkommenheit unter günstigen Bedingungen sich zu einem unwiderstehlichen Culturfactor gestalten kann; falsch, weil der nationale Gedanke noch im Fluße und vorläufig kaum in blaffen Umriffen vorhanden, überdies auch gegen die tempelschänderischen Attentate Roms noch gar nicht sichergestellt ist. So oft in der Universalgeschichte radicale politische oder civilisatorische Umwälzungen sich vollzogen hatten, trat eine Pause ein, die, um mich modern und geschmacklos auszudrücken, der Fructification des aufgehäuften geistigen Capitals gewidmet war. Diese Pausen gehörten dem intellectuellen Leben der Nationen, ihrer Literatur und Dichtung. Da ward der Gewinn für das Universum geschöpft und festgestellt und der Dichter ging als Missionär hinaus, um ihn fremden Landen und Völkern mitzutheilen. So wanderten die Dichtungen des Aeschylus, Sophocles und Euripides, des Aristophanes und Pindar nach den Perfektkriegen und nachdem das hellenische Schönheitsideal vollendet war, gen Westen, nach Italien hinüber, wo sie auf neuem Boden in Ennius und Virgil, in Plautus, Catull und Horaz ihre Wiederauferstehung feierten. So erfüllten nach Sicherstellung des Christenthums die Minnesänger und Troubadours, und nach ihnen der finstere Dante ihre erhabene Sendung. So trugen, nachdem die Renaissance das Culturleben Europa's neu belebt und die Reformation ein Stück der Kette, in welche die Geister geschlagen waren, zertrümmert hatte, die Ariost und Tasso, die englischen und französischen Aufklärer, die Voltaire und Rousseau, die Lessing, Goethe und Schiller die Frucht einer civilisatorischen Epoche durch die Jahrhunderte, und endlich waren es Byron, Heine und Uhland, welche die universellen Errungenschaften der französischen Revolution zum Gemeingute aller cultivirten Völker machten.

Unzweifelhaft ist die epochemachende Metamorphose, welche in den Jahren 1870/71 den germanischen über den romanischen Geist erhob und in der Reconstruction des deutschen Kaiserthums ihre Krönung fand, der glorreiche Beginn einer weltumfassenden Katastrophe. Aber eben blos der Beginn. Und deshalb darf man sich darüber nicht täuschen, daß bis zu jener Pause, welche die Frucht derselben zeitigen wird, noch eine geraume Strecke Weges zurückzulegen ist. Noch sind der Pessimismus und die „struppigen Karyatidenhäupter“ des Slaventhums der Cultur aus dem Wege zu räumen, bis der Abschluß dieser metamorphosirenden Epoche mit der Arbeit an einer neuen Weltanschauung begrüßt werden kann. Dann aber wird wiederum die Dichtung erblühen und ihre Missionäre hinausenden unter die Völker. Sie wird Wunden heilen, welche der rastlose Kampf geschlagen, und die Genußfähigkeit erwecken, welche die rauhe Einseitigkeit der Politik unterdrückte. Denn das ist ihr Beruf, daß sie, wenn der Tag siegreich die Nacht niedergerungen hat, das Sonnenlicht einhertrage unter die erwachenden Volksgeister und sie erleuchte, wärme, befruchte. Das Geschlecht, welches heute im Kampfe um den neuen Tag sich zerreißt, wird längst vermodert sein, wenn der ungeduldig ersehnte Völkerfrühling einer neuen Dichtungsepoche den Sargdeckel zerstreut, unter dem er annoch im Winterschlaf ruht. Aber der Ruhm, ein gutes Stück Arbeit gethan zu haben im Dienste der großen Culturbevegung, welche einer neuen Epoche entgegenführt, wird ihm verbleiben, und es kann damit zufrieden sein:

Denn nicht Alles zugleich verliern ja die Götter den Menschen.

Eine Aufgabe für die deutschen Künstler.

Von Ludwig Noire.

Fr. Pecht nannte einmal die Kunst der Illustration eine wesentlich deutsche Kunst. Und in der That, so Großes auch bei den Franzosen namentlich Gustav Doré, bei den Engländern zahlreiche tüchtige Künstler geleistet haben, es hält mit der Fülle, dem Reichthum, der Mannigfaltigkeit, welche der deutsche Geist auf diesem Gebiete entfaltet hat, den Vergleich nicht aus. Prächtige landschaftliche Staffage, treue Wiedergabe des historischen Costüms, freie Behandlung des Gegenstandes in großer Auffassung, alles dies darf mit Recht bei jenen gerühmt werden; es liegt aber in dem allem eine gewisse vornehme Zurückhaltung, eine stolze Ablehnung der bildenden Kunst, welche für sich etwas bedeuten, ihren eigenen Geist zur Geltung bringen will und es verschmäht, in inniger Hingabe an das Dichterverk dieses gleichsam nur in Bilder zu übersehen. Letzteres ist die wahre Größe der deutschen Illustration und es wäre nicht schwer, diesen Vorzug auf die Eigenart des deutschen Geistes zurückzuführen, welcher das Fremde sich liebend anzuweigen, in jede Gemüthsstimmung einzudringen und die Sprache des Waldes und des Meeres ebensowohl wie die „Stimmen der Völker in Liedern“ zu verstehen gelernt hat und darum auch, die fremden Reichthümer den eigenen Schätzen beigeisellend, der getreueste Spiegel der Weltliteratur geworden ist.

Was ist nicht Alles Gegenstand der Illustration geworden? Von dem köstlich genialen Reinecke Fuchs, an welchem sich Kaulbach als den ebenbürtigen Meister bewährt hat, dem höchstens der Vorwurf gemacht werden könnte, daß er den Stoff zu geistreich aufgefaßt, zu sehr in die feinsten Pointen ausgearbeitet habe, — bis zu dem unvergleichlichen deutschen Lebensbilde „Germann und Dorothea“, das die namhaftesten Künstler zur Darstellung verlockte, obgleich nur Giner, der uns leider nun auch entrissene Kambert vermochte, sich zu der Höhe und dem Adel der dichterischen Intuition aufzuschwingen. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß die Illustration auch mehr als einmal fehlgegriffen und sich an Dingen versucht hat, welche ihrer Natur nach dieselbe spröde zurückweisen (wie z. B. Schiller'sche Gedankengänge), wobei dann höchstens eine kalte Allegoristik oder ein Zwitterding hervorsteht, welches mit der Dichtung kaum etwas gemein hat, als den Titel. Auch Operntexte sind ein übler Vorwurf für die bildende Kunst; sie mügen noch so schön und tief empfunden sein, stets herrscht in ihnen eine gewisse technische Berechnung auf die Bühne, das Lampenlicht und die musikalische Begleitung vor. Nicht minder muß ich hier meine Abneigung gegen die sogenannten illustrierten Ausgaben unserer deutschen Klassiker aussprechen, welche meistens höchst mittelmäßige und werthlose Zeichnungen enthalten und dadurch nichts anderes erreichen, als die Phantasie zu fälschen, — das Bild, welches sich unsere Seele nach dem Dichterverwerke viel schöner und edler ausgemalt hatte, zu verzerrten — oder den noch unentwickelten Geschmack auf falsche Bahnen zu führen und die ruhige, stille Wirkung der wahren Poesie zu bereiten.

Ein Stoff aber, der mir vor allen anderen zur Illustration geeignet scheint, ja unmittelbar dazu herauszufordern, ist bisher recht stiefmütterlich behandelt, gleichgültig übersehen oder — so vornehm herausgeputzt worden, daß er in dem anspruchsvollen Gewande, in der bauschigen Herausflairung sich selber nicht wieder erkannte, ich meine das Volkslied.

Das Volkslied! Welche unendliche Fülle von Melodien und Stimmungen durchwallen nicht jedes Deutschen Brust, sobald er dieses Wort hört. Wie leucht nicht die wehmüthige Liebesthage, wie nekt der übermüthige Humor, wie lacht die spröde Schöne des gepöppelten Liebhabers, wie heiter klingt das Geläute der Gläser, wie schmettert das Hifthorn in den Läften, wie gewaltig braust der Schlachtgesang, wie todesmüthig schallt das ernste Glaubenslied!

Nur das deutsche Volkslied durchläuft die ganze reiche Tonleiter des menschlichen Empfindens, nur in ihm verkündet sich der poetische Abglanz der Welt, nur in ihm sind alle Freuden und Schmerzen, die das deutsche Herz erfahren, niedergelegt, es ist der Vertraute seines Jagens und Wangens, seiner Sehnsucht, seines Unwillens und seines Entzückens gewesen. Ein ununterbrochener Strom poetischen Nachhalls und unmittelbaren Wiederhalls seiner Gefühle begleitet es das Volk auf seiner Wanderung durch die Geschichte, und mehr als einmal wurde es selbst zu einer wahrhaft historischen Macht, sei es, daß in ihm die Begeisterung stürmisch aufkammte zu vernichtender Mut, sei es, daß das Sehnen und Hoffen in seine vertrauten Klänge sich flüchtete und ausharrte in drangsalvollen Stunden. Die Befreiung des deutschen Geistes läßt sich an seinen Liedern erzählen; das lutherische Glaubenslied verbreitete und befestigte die Reformation; das Volkslied war der Messias, mit welchem Herder und Goethe den scheinbar verriegelten Born der nationalen Poesie aus dem Felsen schlugen; des Knaben Wunderhorn schüttete Perlen und köstliches Erbschneide in die trübe Zeit der nationalen Anechtung; wie schmetternder Trompetenklang erweckte das Lied die entschlafene Nation zu neuem Leben, es wurde dann wieder zur Tröstensamkeit in den langen Jahren der Reaction, — um jubelnd hervorzutreten, als der letzte Entscheidungskampf zugleich die Abwehr des fremden Uebermuths und die Erfüllung seines höchsten, heißesten Herzenswunsches herbeiführte.

Kein anderes Volk vermag sich eines ähnlichen unverstümmten quellenden Borns ursprünglich heimathlicher Poesie zu rühmen, wie das deutsche. Auch Frankreich hatte seine Volkslieder, die theils den Refler der mittelalterigen Heldensage, theils den innigen Herzenston des unmittelbar Erlebten mit der diesem Volke eigenthümlichen Grazie vermählten; ein Seelenverwandter Heine's, der unglückliche Gérard de Nerval, gibt Proben von diesen Liedern und beklagt die Vergessenheit, der sie anheimgefallen. Und wir können ihm in der That nur beistimmen, denn es weht uns die ganze Innigkeit und Treuherzigkeit unserer eigenen Volkspoesie entgegen in Strophen wie:

Si j'étais hirondelle,
Que je puisse voler,
Sur votre sein, la belle,
J'irais me reposer!

Wer erkennt hier nicht unser: Wenn ich ein Vöglein wär? Und hätte die deutsche Dichtung wohl Ursache, sich des folgenden Anfangs eines bretonischen Liebeslieds zu schämen:

Die Turkeltaube will ein Nest,
Der müde Leib verlangt ein Grab,
Die Seele fliegt zum Paradies,
Mich aber lehn't's nach deiner Brust.

Alle diese Wässerlein kamen aber nicht zu Haus, sondern mußten unbemerkt und wirkungslos in der Tiefe versanden, weil die conventionelle Poesie, die mit Richelieu und Ludwig XIV. sich inthronisierte, nichts anerkennen wollte, als das hohle, inhaltsleere, den Stelzengang der Pseudo-Classik affectirende Pathos und die galante, geistreiche Salonvimerie. Dem Volke blieb daher nichts als der blaße Abklatsch dieser Dichtung der guten Gesellschaft: auf leiernde Melodien angepaßtes klägliches Liebes-

giren, und die noch immer funkenprühende, den esprit gaulois nicht verleugnende chanson, die freilich als Bänkelsängerin von den feinen Salons ausgeschlossen blieb, bis ein Pariser Kind es wagte, sie zu seiner Muse zu erwählen und mit ihr Höhen zu erklimmen, von welchen die Reize, academische Phrasen auf ewig verbannt bleibt. Nur ein- oder zweimal entzündeten die großen Ereignisse die ursprüngliche poetische Kraft und verrinigten das den Franzosen immer eigene Pathos mit volksthümlichem Inhalt; ich meine das Lieb, welches durch die Begeisterung der großen Revolution den Pulsschlag gewann und ihr wieder den gewaltigen Taktstritt verlieh, die Mar-seillaise, neben welcher nur noch die sich freilich an eine alte deutsche Volksmelodie anlehrende Parissienne genannt werden darf.

In dem italienischen Liebe klingt die süße Liebesklage in melodischen Tönen, ein Nachhall des alten Minnegefangs, ebenso musikalisch und ebenso eintönig wie dieser. Wer sich von dem Zauber der Sprache und von der einschmeichelnden Wirkung dieser Vieder eine Vorstellung machen will, der lese das meisterhafte Gedicht Goethe's: O gib vom weichen Pfühle — mit dem Refrain: Schlafe, was willst du mehr?

Die slavischen Volkslieder, in ihren Molltonarten einer wehmüthigen Klage Ausdruck verleihend, sind auch in Deutschland durch manchen Vertreter bekannt, namentlich „der rothe Sarajan“, „der Dreispann“, „die Nachtigall“ u. A., sowie die patriotisch zündenden Polenlieder.

In dem deutschen Volksliede erscheint neben der frischen Ursprünglichkeit und Wahrheit die innige Antheilnahme an der Welt und allen ihren Verhältnissen. Der Name Volkslieder ist erst durch Herder eingebürgert, früher gab es eigentlich nur Ständelieder, d. h. der Reiter, der über die Haide fliegt, der Bergknappe, der sich anjacht zu seinem mühseligen Tagewerk, der Jäger, der im grünen Wald sein männlich Vergnügen sucht, die guten Gesellen, die sich zu Tanz und fröhlicher Gemeinschaft vereinen, der Landsknecht, der im Frühroth auszieht mit seinem Herrn, sie alle haben ihre Vieder, und eben weil diese wie wilde Blumen auf dem ursprünglichen Boden erwachsen sind, verrathen sie durch Duft, Farbe und Gestalt die vollkommene Uebereinstimmung mit ihrem Standorte, die frische Ursprünglichkeit, die so kerngesund uns anlacht oder anweint, bei der so gar nichts Gefuchtes, Gemachtes, Erklünsteltes, noch weniger aber etwas Gewolltes oder Unwahres anzutreffen ist. Diefelbe Reizetät, die uns in der altdeutschen Malerschule so lieblich anmuthet und die seine heutige Farbenwirkung, seine Gelehrsamkeit, seine antiquarische Genauigkeit zu überbieten vermag, spricht auch aus dem alten Volksliede zu unserem Herzen.

Von dem Volksliede lernte die deutsche Dichtung wieder, daß alles Rechte und Wahre ursprünglich einfach und volksthümlich sein müsse. Die Ueberfliegenheit der Kunstdichtung, die Ueberfeinerung und Gefuchtheit, die Zierpupperei und lastende Gelehrsamkeit waren die Krankheiten, von denen es die deutsche Dichtung als ein rechter Naturarzt befreite; es war der Jungbrunnen, welcher alle Greisenhaftigkeit und Ugelehrtheit von ihr nahm. So oft in der Kunstdichtung reflectirte Manier, so oft falsche Sentimentalität, Modegeschmack, Gefühlsduselei überhand nahm, war es stets der helle treuherzige Ton des Volkslieds, der die Herzen bezwang und jene beschämte.

Daß ein solches Kleinod auch von den besten Geistern treu gepflegt, in gute Obhut genommen und vor dem Vergessen bewahrt wurde, läßt sich denken. Außer Goethe und Herder, den tief Verständnißvollen, A. von Arnim und Cl. Brentano, welche die Volkslieder zuerst zum Gemeingut des Volkes machten, sind ganz besonders Ludw. Uhland und Goffmann von Fallersleben zu rühmen, als eigentliche Verehrer und Erweiterer des Schazes; denn außer fleißiger hingebender Sammlethätigkeit und wahrhaft poetischer Interpretation haben die beiden Männer in ihren Dichtungen den ächten Volkston in einer Weise getroffen, wie es seit Goethe keinem anderen Dichter gelungen ist.

Was das Eigenthümliche des Volkslieds ist, das wissen wir alle und doch ist diese Frage vielfach Gegenstand literar-ästhetischer Untersuchung geworden. Fast überall kann man lesen, daß es unmittelbar aus dem Volke hervorwächst, daß der

Dichter zurücktritt, daß der oder jener eine Strophe dazu dichtet, daß es also recht eigentlich ein anonymes Werk ist. Ich kann dieser Ansicht nicht beipflichten, umso weniger, da in vielen, namentlich Soldatenliedern das Streben sehr deutlich hervortritt, die Person des Verfassers in das Lied einzuflechten, z. B.:

Wer hat denn dieses Lied erdacht?
Es haben's zwei Soldaten gemacht.

Und das Lied auf den Herzog Ulrich von Württemberg (1516) nennt am Schluß sogar den Dichter Hans Umpferlin, welcher zwölf lebendige Kinder habe und unter diesen sieben unermwachsene, er sei nicht reich u. s. w. Man sollte doch billig bedenken, wie Volkslieder entstehen und sich verbreiten. Gerade das große lebendige Interesse, welches das Volk an der Sache nimmt, läßt die Frage nach dem Verfasser gar nicht aufkommen. Wer die großartigsten Volkshymnen gedichtet, ist heute noch Gegenstand der Controverse, und der „Wacht am Rhein“ wäre es in früheren Jahrhunderten nicht besser ergangen als den übrigen Volksliedern. In unserem schriftlichen Zeitalter freilich steht die mühsige Gelehrsamkeit auf der Lauer, um die Lebensverhältnisse Mag. Schneedenburgers und viele andere Dinge ans Licht zu ziehen, die ebenso schnell wieder vergessen werden, als sie für einen Augenblick die Neugier der Menge unterhalten.

Es ist hier wie überall der glückliche Wurf, die rechte Inspiration des Augenblicks, welche den Dichter erweckt und einen unmittelbaren Wiederhall in den weitesten Kreisen findet. Sangeslust ist des Deutschen Vorrecht und schon Tacitus erwähnt die Lieder, mit denen unsere Vorfahren ihre Felder besangen. Und die Sumpurger Chronik berichtet treulich am Schluß jedes Jahres: „In diesem Jahre sang und pfiß man das Lied u.“ Mag. Hilmar noch so sehr dagegen polemisiren, „Prinz Eugenius, der edle Ritter“ ist ein ächtes Volkslied trotz seinen barocken Fremdwörtern, denn es fand als Feldenklied den Weg zum Herzen des Volkes und erhielt sich darin, was aller gelehrten Kritik entgegen über seinen Werth entscheidet. Freilich that die Melodie das ihrige, aber beim Volksliede sind Melodie und Lied eins, und sobald die erstere überwiegt und das letztere sein Interesse verliert, gebiert die Melodie ein neues Lied, das häufig an seinen vergessenen Vorgänger erinnert. So sind die alten Wächterlieder oder Tageweisen, die den Liebenden zum Ausbruch mahnen, zu protestantischen Chorälen geworden, und in unseren Tagen hat Em. Geibel einen dieser schönen Choräle: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ wieder zu einem patriotischen Liede umgedichtet.

Nicht zu übersehen ist dabei, daß das in allem Naturwerden waltende Gesetz, wornach das Schwache, Gebrechliche, Unwerthe von selbst erliegt und nur das Bedeutende sich fortpflanzt, auch beim Volksliede die untrügliche Auswahl getroffen hat. Viel Geringes, Gewöhnliches, Plattes spricht wie in der Kunstbildung, so auch im Volksliede alljährlich auf, es geht unter, und nur das Rechte und wahrhaft Schöne erhält sich. Thöricht war der Tadel, der die Herausgeber von „des Knaben Wunderhorn“ traf, daß sie so Manches verändert, umgedichtet, ergänzt hatten. Sie hätten einfach erwidern können: „Wir sind auch Volk und verstehen seine Weise.“ Und A. von Arnim bemerkt zur zweiten Auflage: „Mögen Andere an unsere Lieder die Liebe wenden, die wir an jene alten wenden; statt um Entschuldigung bei den Lesern zu bitten, daß wir so manches in den Liedern änderten, bitte ich jezt um Nachsicht, daß nicht noch so manches andere darin gerundet, gekürzt und ergänzt ist; habe ich doch von Musikfreunden beim Einsingen so manche lobenswerthe Aenderung aus dem Stegreife dazu erfinden hören, auf die wir früher auch wohl bei wiederholter Ansicht hätten fallen können. Sucht jeder sinnige Leser, wenn ihn eins dieser Lieder innerlich berührte, alles ihn Störende wegzuräumen, alles hinzuzufügen, was es in ihm bildete und anregte, so hat unser Bemühen sein höchstes Ziel erreicht und wir verschwinden unter der Menge sorgfältiger und erfindsamer Mitherausgeber des Wunderhorns.“

Der lebendige und innige Antheil, den das Volk noch heute an seinen Liedern nimmt, spricht hier aus dem Munde des Herausgebers. Und darum darf es uns

erlaubt sein, den Begriff des Volkslieds heute in weitere Grenzen einzuschließen und ihn an dem ungewisselhaft echten Probestein zu prüfen, welcher durch den Bestand in einer langen Zeit, ungeschwächtes Interesse und Aufnahme in allen Kreisen gebildet wird. Oder gibt es wohl ein anderes Kennzeichen für das wahre Lied, als daß alle oder doch eine große Mehrzahl Gleichgestimmter das Bedürfnis fühlen, in den angeschlagenen Ton sofort mit einzustimmen, daß es demnach mit voller und ungehemmter Lust unmittelbar Allen aus der tiefsten Seele hervorquillt? Ich wills an einem Beispiel klar machen.

So mancher Aesthetiker und Kunstkritiker hat schon Arndt's Vaterlandslied mit seinen vielen Fragen und geographischen Auszählungen als durchaus undichterisch verurtheilt. Ich sollte eines Tages erleben, was an diesem kritischen Gewäsche Wahres ist. Es war im Jahr 1860, bei Gelegenheit eines großen mittelhessischen Musikfestes. In dem herrlichen Garten der neuen Anlage hatten sich die verbündeten Vereine zu einem Abendfeste versammelt. Der Mond glänzte prächtig in den Fluten des unten vorüberfließenden Rheins und Tausende von Menschen drängten sich in den Wegen und Pfaden des dichtbelaubten, weitausgedehnten Lustgartens. Zum Schlusse erstiegen die Sänger die Tribüne und sangen das Arndt'sche Lied. Als sie nun an die Worte kamen: „Das ganze Deutschland soll es sein“, da durchfuhr es wie ein elektrischer Schlag die versammelte Menge, das Lied wurde unterbrochen durch tausend und tausendstimmiges Hoch! Lächer und Hüte flogen in die Luft und es wollte kein Ende nehmen des lauter und immer lauter brausenden — Jubels, darf ich nicht sagen, denn ich bin überzeugt, daß es den Meisten ging, wie mir, daß sie sich Mühe gaben, ihre Thränen hinabzuwürgen. In diesem Liebe lag die ganze Sehnsucht eines großen Volkes, in ihm wurde sein innerster Herzschlag laut, es war aber auch das Lied der Verheißung. Zehn Jahre später vernahm der Rhein dasselbe Lied, es verkündete die Erfüllung.

Thörichte Bahn ist es, zu glauben, daß die Lieder vom „armen Schwartenhals“, vom „Lindenschmid“ oder die alten Landsknechtlieder, die da singen:

In Wammes und Halbhosen muß er springen,
Schnee, Regen, Wind alles achten geringe
und hart liegen für gute Speis;
mancher wolt gerne schmeißen,
wenn ihm müdt werden heiß.

als Volkslieder sich neu beleben ließen oder daß für sie ein anderes Interesse als das des Kritikers und Literaturhistorikers wieder erweckt werden könnte. Ebenjowenig wird Jemand trotz ihrer poetischen Anschuld Liedern wie:

Er nahm sie gleich in seinen Arm,
Da war sie kalt und nicht mehr warm.
Geschwind, geschwind bringt mir ein Licht,
Sonst stirbt mein Schatz, deh Niemand licht,

oder dem zopfigen: „Die Gedanken sind frei“ oder „Baramund und Lore“ oder dem 1830 entstandenen und beim Volke vielgesungenen „Reister Mäler, thut mal sehen“ und vielen anderen den Zugang zum Herzen des Volkes wünschen oder ein erneutes Interesse dafür erwarten. Ihre Zeit ist vorüber, sie werden nicht wieder gesungen werden, so wenig als die Siegwartslieder, die einst das Entzücken des thränenfellen Deutschlands ausmachten, so wenig als die der genügsamen Philisterei entstammten: „Freut Euch des Lebens“ oder „Guter Mond“ oder auch „O du Deutschland, ich muß marschiren“ und Aehnliches. Wer sich recht überzeugen will, wie das Volkslied in einer beständigen Umbildung begriffen ist, der versuche es einmal, das liebliche, in der Herder'schen Uebersetzung und mit der Silcher'schen Melodie allenthalben gesungene „Wennchen von Tharau“ nach dem Originaltext von Simon Dach zu singen. Er wird dann am besten erkennen, daß es ein eitles Unterfangen wäre, die historische Treue auf Kosten der lebendigen Wirkung behaupten zu wollen.

Nicht mindere Thörichte wäre es aber, alles das, was aus den Tagen des alten

Volkslieds noch zu uns herüberhaßt und seine ursprüngliche Frische bewahrt hat, sowie das, was jener Urstrom gesundester Poesie bei unseren Dichtern und Musikern Verwandtes erweckt hat, als ein Vergangenes, Abgethanes anzusehen und nicht vielmehr mit aller Kraft dahin zu wirken, daß dieser reiche Schatz im Herzen und Munde unseres Volkes fortlebe, daß sein Interesse dafür noch erhalten bleibe, Vergessenes wieder aufgerichtet, anderes, was seiner würdig, ihm aber noch verschlossen ist, dem Verständnisse zugänglich gemacht werde. Und da es eine ausgemachte Wahrheit ist, daß trotz der Pflege des Kunstgesangs in Schulen und Vereinen, der eigentliche Volksgefang immer mehr verstummt, so halte ich es für ein sehr verdienstliches Unternehmen, die Neubelebung des Letzteren auf jede Weise zu fördern, damit nicht vor lauter Concerten, Theatern, Gedichtsammlungen, Albums und Gelegenheitsreimereien das Volk um seinen schönsten und nationalsten Reichthum betrogen werde. Wie bald würde der fremde Ungeschmack von unseren Bühnen verschwinden, wenn das Volk wieder Sinn und Interesse für seinen ursprünglichen Besitz gewänne, wenn es wieder seine Lieder singen lernte.

Richard Wagner rühmt von Beethoven: „Ein unermesslicher Gewinn zeigt sich sofort für jedes menschliche Gemüth durch den der Hauptform aller Musik, der Melodie, von Beethoven verliehenen Charakter, als welcher jetzt die höchste Naturreinheit wieder gewonnen ist, als der Born, aus welchem die Melodie zu jeder Zeit und bei jedem Bedürfnisse sich erneuert, und bis zur höchsten, reichsten Mannigfaltigkeit sich ernährt. Und dieses dürfen wir unter dem Einen, Allen verständlichen Begriff fassen: Die Melodie ist durch Beethoven von dem Einflusse der Mode und des wechselnden Geschmacks emancipirt, zum ewig giltigen, rein menschlichen Typus erhoben worden. Beethovens Musik wird zu jeder Zeit verstanden werden, während die Musik seiner Vorgänger größtentheils nur unter Vermittlung kunstgeschichtlicher Reflexion uns verständlich bleiben wird.“

Was unsere großen Meister durch ihr Ansehen an das Volksthümliche erworben und Größtes geleistet, darauf hat das Volk einen wohlbegründeten Anspruch. Die Reime, die in ihm lagen und zu höchster Kunstgestaltung sich entwickelten, sie sollten auch zu seiner eigenen Veredlung den Samen austreuen. Und ein Volksliederbuch scheint mir der wahre Blumengarten, von dem diese Veredlung ausgehen sollte.

Ist aber der Sinn für die große Schönheit unserer Dichtungen in Wort und Melodie erstorben oder stumpfer geworden, dann sollte die zeichnende Kunst zu Hülfe kommen und der Anschauung wieder die reiche Poesie eröffnen, welche in diesen Liedern wohnt; hier hätte die Illustration ihre höchste und schönste Aufgabe. Und welch' reicher Lohn für den echten und großen Künstler, unmittelbar mit diesen Liedern zu gelangen in das Herz des Volkes, dort zu wohnen, zu wirken, zu veredeln und dadurch tausendfältige Frucht zu zeitigen! Wohl giebt es eine Anzahl deraartiger Liederbücher, sie erfüllen aber nicht den Zweck, ihre Ausstattung ist vornehm, und demgemäß treten auch die Bilder mit einer Art von Zurückhaltung und Präntension auf, man sieht ihnen an, daß sie für die Salons und nicht für Haus und Hütte bestimmt sind. Ein Büchlein, das Anfangs der vierziger Jahre erschien: „Alte und neue Volkslieder mit Bildern und Singweisen von L. Richter“ in einjacher, schlichter Form, aber mit köstlichen Bildern, aus der reichen urdeutschen Gestaltungs kraft des verehrten Meisters geschöpft, wäre das wahre Vorbild für ein solches Buch.

Dieser Gedanke beschäftigte mich unmittelbar nach Beendigung des Kriegs; ich hielt es für einen zeitgemäßen Vorschlag, dem deutschen Volke den Kranz seiner Lieder neu und frisch zu flechten und ihn als eine reiche, aber anspruchlose Gabe dem Genius der Nation zu überreichen. Ein solches Buch, von den tüchtigsten Meistern illustriert, sollte dem deutschen Volke den Spiegel seiner treuen und lieben Seelen- und Gemüthseigenschaften vorhalten. Es sollte ein lebendiges Liederbuch werden, für viele Tausende ein vertrauter Freund, eine weisevolle Stimme, in Stunden der Sammlung eine erhebende und veredelnde Anregung.

Manche Künstler, mit denen ich davon redete, gingen lebhaft, ja begeistert auf diesen Gedanken ein. Sie erfaßten unmittelbar den großen Gewinn, der sowohl dem nationalen Leben, als der Läuterung und Erhebung des Geschmacks in den weitesten Kreisen daraus erwachsen müßte. „Ja, sagte mir Einer, das ist ein wahrer und richtiger Gedanke, das poetische Wort, die Macht der Melodie und das anschauliche Bild vereinigt, es ist ein Reichthum, der überall auf's Glücklichste seinen Segen verbreiten wird. Soll die Verehrung des Volkes durch das Schöne stattfinden, wie heutzutage überall gefordert wird, dann, müssen wir sagen, ist das Beste eben gut genug; dann muß angeknüpft werden an die ursprünglichsten und nationalsten Wurzeln, an das was an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten erwachsen, aber Allen gemeinsam geworden ist; an das was ebensowohl das Andenken seiner Großthaten und Heldenkämpfe, als seine innigsten, trauesten Empfindungen, sein Stilleben, seinen Humor und seine Lebensfreude, wie sein Sehnen und seine Trauer in sich schließt. Da müßte ich denn kaum einen glücklicheren Gedanken, als den Ihrigen, um ein solches Ziel zu erreichen. Ein solches Buch müßte, das Kostbarste und Edelste enthaltend, für Deutschland das werden, was einst die homerischen Gesänge für das Griechenvolk, von Jung und Alt, von Palast und Hütte mit Freuden begrüßt, in hunderttausend Exemplaren verbreitet werden. Ich bin überzeugt, Sie werden mit Ihrer Idee überall Anklang finden; denn welcher deutsche Künstler hat nicht Ein Lieblingslied, das auf seine Phantasie besonders anregend wirkt, das er denn auch mit besonderer Vorliebe illustriren und als ein dem deutschen Volke gewidmetes Geschenk darbringen wird.“

Die lebhafteste Theilnahme regte mich freudig an; wir begannen die Sache in's Einzelne zu besprechen und waren schon über die Anlage des Buchs einigermaßen in's Reine gekommen. Es verstand sich von selbst, daß die Widmung keine andere sein dürfe, als die innigen, tiefempfundnen Worte Uhland's:

Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland,
Denn dir, dem auferlandten, neuen,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Doch Helldenut ist dir gestoffen,
Dir sank der Jugend schönste Zier,
Nach solchen Epiken heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

Von Heldenliedern durften natürlich weder Prinz Eugen, noch das gewaltige Blücherlied fehlen, aber auch „Nikow's wilde Jagd“, „Das Volk steht auf“ und das edle: „Stehe fest o Vaterland“ mußten an die große Zeit der Befreiung mahnen. Unter den Liebesliedern eine Auswahl zu treffen hielt ich schwer; denn da war eine solche Fülle, daß eine strenge Sichtung kaum möglich schien, und daß wir ungern eins auf Kosten des andern bevorzugt sahen. Ebenso ging es uns mit den Trint- und Zechliedern. Von Opernliedern wollten wir Beide nichts wissen, dagegen glaubten wir für das echt deutsche: „Einsam bin ich nicht alleine“ eine Ausnahme machen zu dürfen. Die Lieder, für welche sich das deutsche Volk bereits entschieden, obgleich sie nicht direct aus der Tiefe des Volkslebens erwachsen sind, z. B. die Lorelei, Die Capelle, Schäfers Sonntagsglied, Das Schiffslein, Leise zieht durch mein Gemüth und das unvergleichliche „Mailied“ mit Beethoven's Melodie, sollten als duftige Blüten neuesten Ursprungs sich mit den älteren vermischen. „Der Jäger aus Kurpial“, „Früh auf zum frühlichen Jagen“ sollten unter: „Es lebe was auf Erden“ und „Wer hat dich du schöner Wald“ den Jagdchor vervollständigen. Alte Kriegslieder, wie „D'rum gehet tapfer an“ und „Ein schönerer Tod ist auf der Welt“, sollten auf das „Gebet während der Schlacht“, „Der Gott der Eisen wachsen ließ“ und „Die Nacht am Rhein“ hinüberleiten. Aus dem köstlichen Schatz der Kinderlieder wählten wir besonders das liebliche: „Auf Bergen da wehen“ und das Wiegenlied „Schlaf Herzenskinder“. „Wie kommt's, daß du so traurig bist“ gefiel uns am besten in Holländer's Composition. Das unvergleichliche „Aus der Jugendzeit“ von Kludert erhielt eine eigene Bevorzugung. Auch an religiösen Liedern gingen wir nicht vorbei, ohne einige zu pflücken, namentlich die beiden Psalmen: „Gott Deine Güte reich“ und „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ von Beethoven, sowie das „Weihnachts-

„Ein feste Burg“ von Luther. Sollten auch einige fremdländische Blüthen eingeflochten werden, so entschieden wir uns für „O sanctissima“, „Lang, lang ist's her“ und den herrlichen Weihnachts-Choral: „Adeste fideles“. Daß dabei auch der deutsche Humor, hier und da untermischt, die sanfte Klage und das ernste Lied angenehm unterbrechen sollte, versteht sich von selbst. Auch Handwerksburfchen, Musikanten und andre fahrende Leute haben ja so reichen Beitrag zum Volksliede geliefert, es versteht sich, daß sie unter unsere Lieblinge mit aufgenommen werden. „Die drei Burfchen“ und „Der gute Kamerad“ von Uhland durften nicht fehlen, aber auch das alte Soldatenlied: „Es zogen drei Regimenter wohl über den Rhein“ mit seiner unwiderstehlich gewaltigen Weise mußte sich anschließen. Ueberhaupt gedachten wir einige alte Volksweisen durch Uebersetzung von zeitgemäßen Texten wieder zu erneuern und dem Volksbewußtsein näher zu bringen.

„Ich sage Ihnen,“ rief der Künstler erfreut, „es wird das ein herrliches Volksbuch werden, in sinniger schöner Anordnung jedes empfängliche Herz erfreuet. Es wird sich gestalten wie eine sonnige Landschaft mit Lerchengesang, rieselnden Bächlein und Waldbeskäule, mit frischen munteren Burfchen und frischen Mäglein, Kränze im Haar und Maien in der Hand, daneben wieder der Ausblick auf die ewigen Berge, an deren Fuße die trauten Hütten mit glücklichen Paaren und spielenden Kindern sich anlehnen und Alles so ächt, so wahr, nur vergoldet von dem Glanze der heimathlichen Sonne!“

Soll ich nun auch berichten, welchen Erfolg unser schöner, so warm empfundener Plan in der Wirklichkeit hatte? Fast schäme ich mich. Ich schrieb an den angesehensten Kunstverlag, setzte weiskläufig meine Idee auseinander, redete von den lebhaften Sympathien, welche sie überall gefunden hatte, sprach von dem kaum zu bezweifelnden Erfolg, der nachhaltigen, segensreichen Wirkung. Nach einigen Tagen aber erhielt ich ein Antwortschreiben: „Sehr anerkennend — leider nicht ausführbar — wird scheitern an der Gleichgültigkeit des Publicums — unsere besten, von den trefflichsten Künstlern gezeichneten Bilder blieben uns liegen — dagegen der baare Unfuss, das tollste Zeug fand reichenden Abfah. Traurig, aber wahr!“

Ideal und Wirklichkeit! Ich habe aber die Hoffnung und den Muth noch nicht verloren. Um so weniger, als von Zeit zu Zeit Anfragen an mich ergehen, ob ich nicht ein — englisches oder französisches Werk kenne, welches sich zur Illustration besonders eignen dürfte!!

Und doch würden gerade auf ein Buch, wie ich es im Sinne hatte, die schönen Worte Goethe's, mit denen er „des Anabens Wunderhorn“ begrüßte, vorzüglich passen: „Von Rechts wegen sollte dieses Bächlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblicke der Stimmung oder Anstimmung, wo man dann immer etwas Gleichmüthiges oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paar mal umschlagen müßte.“

Würden dann diese Lieder noch und nach in ihrem eigenen Ton- und Klangelemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, lehrten sie allmählich, belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem sie zum Theil gewissermaßen ausgegangen, so könnte man sagen, das Bächlein habe seine Bestimmung erfüllt und könnte nun wieder als geschrieben und gedruckt verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen.

Aphorismen über Heinrich Heine.

Von Eduard Grisebach.

Das vielleicht vollendetste Gedicht des Romanzero-Dichters ist das erst aus seinem Nachlaß veröffentlichte „Bimini“. Sein Held ist einer der spanischen Conquistadores, welcher ein Schiff ausrüstet, um die Insel aufzusuchen, wo nach der cubanischen Sage der Quell der ewigen Jugend fließt. Er umgibt sich mit einer Schaar von Freunden und Weibern, alle alt wie er, und sie ziehen sich jugendliche Kleider an, um am Ziele der Reise angekommen, sogleich das passende Costüm anzuhaben. Und so kreuzt er Jahre lang auf dem Meere umher und

Während er die Jugend sucht
Wird er täglich alt und älter,

bis der Tod ihn belehret, daß die wahre Quelle der Verjüngung das Wasser des Letztes ist.

Hier hat der Dichter selber „unjung und nicht mehr ganz gesund“ uns eine allgemein gültige Idee in konkreteste Form gekleidet, hier ist das Abstraktum zum Symbol verkörpert, und das Höchste geleistet was die Poesie überhaupt leisten kann. Bimini ist durch keine, dem Stoffe fremde Thaten in seiner reinen Wirkung beeinträchtigt. Das Gedicht hat die strengste künstlerische Einheit und zugleich das allerreichste Detail der Schilderung.

Im Detail kommen die dem Schwanengesang des Dichters mehrere Dichtungen des Romanzero gleich, an künstlerischer Einheit keines, außer vielleicht das kürzere Gedicht von der „Prinzessin Sabbath“, in welcher das Heil und der Fluch des Judenthums unläuterlich symbolisirt wird.

Jenem, die größten poetischen Schönheiten im Einzelnen enthaltenden Gedichte von „Montezuma“ fehlt die künstlerische Geschlossenheit in einem besonders auffallenden Grade. Namentlich stört jene Episode, wo sich der Dichter selbst unterbricht mit der absurden Verherrlichung seines „besten Heros“, nämlich des Moses, mitten in dem Kortej-Epos. Hier ging der Jude mit ihm durch, und so verhindert ihn hier seine Rationalität ein ganz großer Dichter zu sein, wie sie ihn vielleicht verhinderte, ein wahrer deutscher Patriot zu sein.

Dies Mexitogedicht ist sonst reich an einzigen Schönheiten: so gleich der Eingang, die Schilderung der neuen Welt; so das Ende des einen Gesanges, wo die gefangenen Spanier in der Stadt Mexiko hingerichtet werden und der Feldherr mit Wenigen der Seinen auf der Sandzunge drüben, unter den Trauerweiden, zusieht, und wie sich Kortej die Thränen aus den Augen wischt

Mit dem rauhen Häßelhandschuh

— das, das ist Poesie!

Fast nur aus Episoden zusammengesetzt ist „Jehuda ben Halevy“, freilich kostbare Perlen der Poesie einschließend. Es ist die Jugendreligion des Dichters, welche

ihm diese rührendsten Töne ringiebt, die aber hier, wo er den jüdischen Dichterkollegen schildert, ebenso an ihrem Orte sind, wie sie das Kortez-Gedicht störend unterbrechen. Die jüdische Abstammung Heines und die von seiner streng-orthodoxen Mutter geleitete Erziehung machten in seinen späteren Mannesjahren ihr Recht wieder geltend. Jene tief sinnige, ganz der symbolischen Poesie angehörende Dichtung von der wilden Jagd im „Atta Troll“ umweht mit den süßesten Tönen der Poesie die Gestalt der Herodias:

Ja sie liebte einst Johannem,
In der Bibel steht es nicht,
Doch im Volke lebt die Sage
Von Herodias blutger Liebe

und klingt tiefergreifend in die Klage um das verlorene Jeruscholaym aus.

An Herodias gemahnt den Dichter auch der Tanz der „Königin Pomare“; in jenem brillanten Gedicht, worin er die Tragik der modernen Hetäre, das Thema der langathmigen Romanostabände der Franzosen, in wenigen, unbergänglichen Strichen zeichnet; wie er andrerseits die Tragik der reinen, aber unglücklichen Liebe in jenen vier Strophen von dem Sklaven aus dem Stamm der Isra und der schönen Sultans-tochter durch ein Bild voll unbeschreiblichen poetischen Zaubers darzustellen wußte.

Eine tiefe Symbolik liegt auch den Gedichten des „Romanzero“ zu Grunde, welche die Geschichte oder die Mythologie humoristisch auffassen, wie „Die Tochter Rhampfnits“, die Vision im Schlosse zu Versailles, der „Apollogott“ oder auch jenes Poem von dem König von Mahabadjant und seinem weißen Elefanten. Weit entfernt, daß diese Dichtungen den Vorwurf der Trivialität verdienten, merkte schon Schopenhauer den Ernst hinter all diesen Scherzen und Pöffen. Heine hat sich hier vom Witz seiner Jugendgedichte zum Humor des Mannes erhoben, zum Humor, der, wie er selbst sagt, die lächelnde Thräne im Wappen hat.

Mit „Vimini“ und den sich daran schließenden Gedichten hat Heinrich Heine die Bahn weiter verfolgt, die Goethe mit der „Braut von Korinth“, dem „Mahabadj“ und namentlich mit seinem Gedicht „Legende“:

Wasser holen ging die reine
Schöne Frau des hohen Bramen

eröffnet hat. Denn dies Gedicht entfaltet auch in anschaulich konkreter Gestalt eine tiefste Idee, es ist symbolisch. Die poetische Symbolik ist aber himmelweit verschieden von der immer abstrakt bleibenden Allegorie, wovon Goethes Gedicht „Geheimnisse“ ein abschreckendes Beispiel ist. Theoretisch verstand Goethe die Sache aber sehr gut und bezeichnete sehr richtig (1811, bei Riemer) den Chevalier de Grioux und sein Manon Lescant als „sinnliche Abstrakta der Kunst“.

Noch weit unmittelbarer als an Goethe schließt sich Heine jedoch an Brentano an, dessen Rosenkranzlegende die Symbolik zuerst zum alleingültigen poetischen Princip zu erheben unternahm. Und nicht nur das symbolische Princip eignete sich Heine von dem Romantiker an, auch die Form seiner oben erwähnten Dichtungen ist ganz direkt von Brentano adoptirt.

Wie der Held in Vimini steht Cosme in der 2. Romanze vom Rosenkranz am Strand des Meeres:

„Aus dem Wasserpiegel mahnt
Ihn des Alters ernster Vot:
Du wirst bald die Schuld bezahlen!
Spricht des Hauptes Silberlocke.

Wie sehr erinnert an verschiedene Verse Heines folgender Scuzzer Brentanos:

Ach, es spiegeln sich die Sterne
An dem blanken, bösen Tische.
Ach! wie schrecklich sind die Sterne,
Denkt im Herzen Jacobone.

Unbekümmert um mein Glend
Spielen sie mit meinem Todch.

Und jene glänzende Episode in der III. Abtheilung des Jehuda ben Halevy vor dem Kästchen, in welches Alexander „die Gedichte des ambrosischen Homeros“ gelegt und des Kästchens fernere Wanderung: in der IX. Rosenkranzromanze hat diese Stelle ihr ganz unzweifelhaftes Vorbild: Apone erhält hier das Mythenienbuch von Moles, welcher dabei erzählt:

„Mir gabs meine selge Mutter,
Die drum einen Mönch ermordet,
Der es in dem Sarg gefunden
Eines zauberischen Rohren!

Der von einem alten Juden
Es getauicht um heilige Probe
Wahren Leibs und wahren Blutes,
Die er vom Altar gestohlen!

Und der Jude, einen Hunnen
Hat er um das Buch betrogen,
Der von einem Arzt beim Sturme
Von Cracovia es erobert.

Und der Arzt kam zu dem Buche
Durch die Erbschaft eines Kopten,
Dessen Stamm durch manch Jahrhundert
Es erhielt, Gott weiß wie? woher?

Doch daß über Adams Schulter
Einfens an dem dritten Morgen
Es ein Engel abschrieb munter —
Steht auf dem letzten Bogen

Freier Wille ist des Buches
Süher Titel in zwei Worten.

Bei den Schlüsselzeilen werden wir an jene andre Passage des Jehudagedichts erinnert,

Buch der Schönheit, heißt das eine,
Buch der Wahrheit, heißt das andre.

Heine war der glücklichere Dichter, er konnte, wenn auch noch nicht vollenden, doch weiter führen was Brentano als glänzenden Lorso zurückgelassen hatte.

Ich glaube, daß die Poesie der Zukunft wesentlich symbolisch sein wird. Sie wird nicht ideal sein, denn das Seinsollende, nie und nie und nirgends sich Begebende, das Thema von Schillers „Idealen“ und „Ideal und Leben“ — alles das verfliegt wie Schatten vor der Sonne, wenn eine kräftige Nation sich auf sich selbst besinnt und ihre uralte politische Macht wiederfindet. Die Poesie der Zukunft wird nicht realistisch sein, im Sinne eines bloßen Photographierapparats für das sich immer und alltäglich Begebende. Die Poesie sucht in der Wirklichkeit die sie beherrschenden Ideen, sie weist die Bedeutsamkeit alles Geschehenen auf, in konkreten Symbolen erschließt sie die Tiefen des Daseins. Als H. Heine eines Abends in Berlin bei Hegel war, sagte ihm dieser: Die Sterne sind es nicht, sondern was der Mensch hineinlegt, das ist es. Das letzte Ziel der Kunst ist hierbei immer ethisch, aber sie nimmt als ihr unveräußerliches Recht in Anspruch alle Vorgänge und Geschehnisse, die ganze Breite des Lebens, das sittliche und das unsittliche mit gleicher Unparteilichkeit zu schildern, niemals aber darf die Dichtung sich herablassen, einer falschen schönheitlichen, schönfarbenden rucklos-optimistischen Aesthetik zu Liebe ein unvollständiges und verfälschtes Weltbild zu liefern. Das s. g. Schöne ist nicht Inhalt der Kunst. Das Wort Arthur Schopenhauers: „Es giebt nur eine Verderbtheit der Gesinnung: es ist die, daß die Welt nur eine physische und keine moralische Bedeutung habe“ — dies Wort, in dem er sich mit dem Verfasser der „Theologia deutsch“ dem namenlosen Sachsenhäuser Priester des 14. Jahrhunderts begegnet — dies Wort ist der einzige Leitstern der Poesie.

In Deutschland aber scheint der Unterscheidungssinn abhanden gekommen zu sein, zwischen der ethischen Tendenz des Ganzen und den auf dem Wege zu diesem Ziel neben lieblichem Wiesengrün auch nothwendig zu passirenden Schmutz der Welt. Sie sehen nur auf den Schmutz und finden ihn schmutzig. Sie sehen nur die Schuld und ignorieren die Buße. Darum wird ein tief sittlicher Schriftsteller wie Honoré de Balzac in Deutschland verunglimpft; er, der selbst eine Sittenstudie wie „La Fille aux yeux d'or“ schreiben konnte, weil er sich bewußt war die Wahrheit zu sagen, wenn er im Vorwort zu jenem Werk „Rendon den 6. April 1835“ schrieb: Dans la jeunesse on

lit cet ouvrage (la Nouvelle Héloïse) avec le dessein d'y trouver la chaude peinture du plus physique de nos sentiments, tandis que les écrivains sérieux et philosophes n'en emploient jamais les images que comme la conséquence ou la nécessité d'une vaste pensée.

In Deutschland aber wagt eines der namhaftesten literarischen Blätter sogar Goethe, 40 Jahr nach seinem Tode, ins Grab die insame Anschuldbigung nachzurufen, daß er auf der Höhe seines Schaffens ein Gedicht geschrieben habe, welches als „obscön“ von seinen Werken auszuschließen sei. Es ist das Gedicht „Das Tagebuch“, von dessen Existenz wir zuerst durch Eckermann erfahren haben, der in seinem Goethe-Journal „Mittwoch den 25. Februar 1824“ schreibt: „Goethe zeigte mir heute zwei höchst merkwürdige Gedichte, beide in hohem Grade sittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch so ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unsittlich zu nennen pflegt, weshalb er sie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche Mittheilung nicht dachte. Könnten Geist und höhere Bildung, sagte er, ein Gemeingut werden, so hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr sein und brauchte sich nicht zu scheuen, das Beste zu sagen.“ —

Gegenwärtig aber, fügte Goethe hinzu, könnten die Engländer nicht einmal die Sprache Shakespeares mehr ertragen und sei ein Family-Shakespeare Bedürfniß geworden.

Das eine nun der von Goethe an Eckermann gezeigten Gedichte ist in antikem Versmaaß gedichtet, wobei Goethe die Anmerkung machte, daß seine römischen Elegien in der Form von Byrons Don Juan sich „ganz verrückt“ ausnehmen müßten; so viel komme auf die Form eines Gedichtes an. Das andre Goethe'sche Gedicht aber behandelt ein Abenteuer von heute, in der Sprache von heute und führt den Titel: „Das Tagebuch“. Ueber dies nämliche Gedicht haben wir dann im Jahre 1841 in Riemer's Mittheilungen über Goethe weitere Aufschlüsse erhalten. Nachdem Riemer berichtet, daß Nr. II und III im ursprünglichen Manuscript der „Römischen Elegien“ später „als versänglichen Inhalts“ ausgelassen worden seien, fährt er fort: „Eine f. g. erotische Elegie, wahrheinlich angeregt durch die Novelle galanti des Abbate Casti, die er bereits in Rom von ihm selber hatte vorlesen hören und nun gedruckt wiederzusehen bekam, aber von der Casti'schen Art himmelweit verschieden, vielmehr rein moralischer Tendenz, dictirte er mir in Karlsbad 1810. Es ist „Das Tagebuch“ betitelt.“ Dies somit durch Eckermann und Riemer als vorhanden bezugte und von Goethe offenbar für bedeutend gehaltene Gedicht, ist nun meines Wissens erst um das Jahr 1865 in der „Oesterreichischen Wochenschrift“ bruchstückweise veröffentlicht worden. Darauf in einer Separatausgabe als „bisher noch nicht gedrucktes Gedicht von Goethe“ zu Berlin, Buchhandlung von Th. Lemke (o. j. 11 Seiten) in vier Auflagen erschienen und endlich in die von Heinrich Kurz besorgte Ausgabe von Goethes Werken aufgenommen und dadurch allgemein zugänglich geworden. Man kann in der That Goethes eigenem, sowie seiner beiden Anhänger Urtheil über dies meisterhafte Gedicht nur rückhaltlos bestimmen. Im ersten Theil des Werkes hat Goethe freilich seines „Ganswurfs Hochzeit“, die bekannten Walpurgisnachtverse, die Paralipomena zum Faust, die Briefe aus der Schweiz, der Müllerin Bervath und sämmtliche römische Elegien in der „Wahrheit der Motive“ bernahten in den Schatten gestellt, daß weder Ariano noch sein zügelloser Illustrateur, Rafaels Schüler Giulio Romano, jemals weiter, ja kaum je so weit gegangen sind als hier Goethe.

Allein der zweite Theil des „Tagebuches“ benutzte grade jene Motive des ersten zu einem entschiedenen ethischen Schlusse, der um so bedeutender wirkt, je unwahrscheinlicher die im ersten Theil geschilderte Situation den sittlichen Ausgang gemacht hatte. Das Ethos der deutschen Kunst feiert hier einen glänzenden Triumph über das italienische Vorbild des Gedichts, neben den klaren, reinen — Novellen des Giambattista Casti. Ton und Versifikation des Goethe'schen Gedichts ebenso wie von Byrons Don Juan ist durchaus von dem Italiener entlehnt, aber Geist und Tiefe haben dieser Form nur Goethe und Byron eingehaucht, zum Ethos hat sich nur Goethe erhoben, während

wir von Lord Byron anzunehmen haben, daß er sein letztes großes Werk sicherlich ebenfalls durch einen ethischen Schluß gekrönt haben würde, wenn er nicht mitten in der Dichtung vom Tode ereilt worden wäre. Der Italiener Casti hat eigentlich nichts weiter gethan als den *Vocaccio* in Verse gebracht; wo aber *Vocaccio* ehrlich, naiv und natürlich ist, da wird Casti feivol, raffiniert, wigelnd und gemein; so daß wir hier in der italienischen Literatur denselben Fall haben, wie in der französischen mit *Grécourt* und auch schon mit *Lafontaine* in ihrem Verhältniß zu jenen alten schönen *Fabliaux* und *Rouvelles* in Prosa.

Wenn wir den berühmten römischen Elegien und mehreren der venetianischen Epigramme nicht dieselbe sittliche Tendenz zuschreiben können, als dem „Tagebuche“, und auch Goethes Verujung auf die antike Form nicht als Entschulbigung gelten lassen wollen, so genügt doch ein auf Goethes Dichtung in ihrer Gesamtheit geworfener Blick, um ein tiefethisches, worin die Schöpfungen des großen Mannes doch schließlich verließen, als das verfühnende Gesamtergebniß seines Wirkens anzuerkennen. Mit jenen Versen, die er am Abend seines Lebens zu *Vornburg*, September 1828 aufzeichnete und „Weimar den 14. August 1830“ erneuerte:

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich sieht,
Nachts das Uebermaaß der Sterne
Prächt'ig mir zu Häupten glüht:

Alle Tag und alle Nächte
Nähm ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß.

Mit diesem Gedicht zog er eine Summe seiner Lebensanschauung. Er hatte sich eben immer wieder ins Rechte gedacht, nach noch so wilden Stürmen, römischen und deutschen. — Und er, der die Tiefe des Christenthums (eben weil er ein so viel größerer Dichter war) stets besser begriffen hat als Schiller, aber doch auch in seinen Werken sich keineswegs immer als christlicher Dichter gezeigt hatte, am Schlußte fehrte er in den Schooß der Kirche zurück und sein „im Sommer 1831“ vollendeter zweiter Theil des *Faust* endet mit der schönsten Verherrlichung der christlichen Symbole. *Faust* wird gerettet:

Jene Rosen, aus den Händen
Liebend-heiliger Bühnerinnen,
Gulsen uns den Sieg gewinnen
Und das hohe Werk vollenden,
Diesen Seelenschatz erbeuten.

Und noch schöner die vorhergehende Stanze:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisteswelt vom Aben:
Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen;

Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die jelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Nicht auf die einzelnen Thaten eines Menschen kommt es an, sondern auf seine Grundgesinnung, nicht auf sein Verdienst, sondern auf die Gnade. So ist es auch in der Poesie. Wie demnach die Details des „Tagebuchs“ durch den Schluß des Gedichts ihre erklärende Verfühnung und ethische Umkehrung finden, wodurch ihnen eben alles Unmoralische benommen wird, das sie selbständig für sich gedacht zweifellos haben würden: so erscheinen die in „verruchten“ Stanze glühenden Richter der römischen Elegien und ihrer Verwandten durch die ethische Centralsonne des Goethe'schen Genius zwar nicht ausgelöscht, aber an der ihnen zugewiesenen bescheidenen Stelle brennend, und in jene höhere Verklärung mit aufgenommen, welche vom Schlußte des *Faust* ausstrahlt.

Noch weit mehr als Goethe ist *H. Heine* der Vorwurf der Unsitlichkeit gemacht worden, und namentlich seinem größten Werk, dem „*Romanzero*“. Wie jenen oben

signalisirten symbolischen Gedichten freilich der Vorwurf der Unsitlichkeit im Ernst gemacht werden kann, ist mir nur daraus erklärlich, daß man jene Schöpfungen einfach nicht kennt oder nicht verstanden hat. Hier, in seinen reifsten und vollendetsten Schöpfungen ist Heine ganz sicherlich mit der Ethik der Poesie in Uebereinstimmung und zeigt sich als ein Abkömmling des Volkes, das er selbst als das Volk der Sittlichkeit mitten im wästen Venusdienst der Nachbarnationen definiert.

Anderß verhält es sich freilich mit denjenigen Heine'schen Gedichten, welche in die bisher allein in Betracht gezogene episch-lyrische, symbolische Kategorie nicht gehören, sondern rein lyrischen, gleichsam persönlichen Gedichten. Was zunächst das schon 1827 abgeschlossene „Buch der Lieder“ anbelangt, worin der 27jährige die Ergüsse der platonischen und sehr inhaltsärmeren Liebe zu seiner später an einen Herrn Friedländer verheiratheten Cousine Amalie Heine (Tochter seines reichen Onkels Salomon Heine in Hamburg) niedergelegt hat, Lieder, die nur durch die Musik auf die Nachwelt kommen dürften, so kann diese, vom Verfasser selbst als „tugendhafte Ausgabe“ seiner Gedichte bezeichneten Jugendwerke der Vorwurf der Immoralität sicherlich auch nicht treffen. Jene völlig ereignislose Cousinenschwärmerei hat es eben deshalb zu keiner wirklich poetischen Gestaltung gebracht. Schuld und Buße ist das eigentliche ewige Thema der Poesie. „Das Uebel macht eine Geschichte“ sagt Goethe zu Riemer „und das Gute keine.“ Eben wegen der unausbleiblichen Monotonie und Langenweile und mehr noch wegen des offenbar überhaupt nicht sehr ernsten und tiefgehenden Charakters dieses Verhältnisses suchte sich der Dichter im Buch der Lieder durch jenes Selbstironisiren, jene halbcomischen Schlusspointen Luft zu machen, woraus eine kurzsichtige Kritik das Charakteristische der Heine'schen Poesie überhaupt gemacht hat. Die Pointe, welche wie ein Eimer kaltes Wasser über die schönen Phrasen des Gedichtanfangs ausgegossen wird, findet sich eben nur im „Buch der Lieder“, wo Heine selber jener Adnig Wismawitra ist, der so viel leidet und lästet und alles für eine Ruh. Wer solche Verse auf seine „Geliebte“ schreibt, liebt sie zum mindesten nicht so wie Lord Byron seine Mary liebte. Der eine auf diese zwar auch platonische, aber nicht schuldlose, Reigung gedichtete Erguß „The dream“ wiegt zehn Bücher der Lieder auf.

Greifbarer und poetischer als jene hyperfementalen des Buchs der Lieder sind jene wenigen Zeilen, die der Dichter später auf dem Krankenbett in Paris dichtete, als er seiner Jugend gedachte:

Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus, hoch am Bergesrand,
Wettkaufend lief ich dort den Pfad hinunter,
Mit mir mein muntres Mädchen Hand in Hand.

Ich glaub, am Ende brach ich eine Blume,
Die gab ich ihr und sprach ganz laut dabei,
Heirathe mich, du allerliebste Ruhme,
Damit ich fromm wie Du und glücklich sei.“

Am 1. Mai 1831 passirte der Verfasser der Reisebilder den Rhein und schlug seinen Wohnsitz in Paris auf, das er nur einmal im Jahre 1844 zu einer kurzen Reise nach Deutschland wieder verlassen hat. Seine nächste poetische Schöpfung sind die „neuen Gedichte“ und hier hat er plötzlich allen Platonismus seines Jugendliederbuchs vergessen und ist der Dichter der sinnlichen Liebe geworden. Diese „neuen Gedichte“, welche seine „wunderschönen Weiberverhältnisse“ in Paris in persönlicher Sprache und fast so ungenirt wie Goethes römische Elegien schildern — diese Gedichte sind es nun, die ihm den Ruf des unsittlichsten Dichters verschafft haben. Obwohl nun in den gesammten „neuen Gedichten“ nicht eines vorkommt, das nur entfernt die Natürlichkeit des Goethe'schen Tagebuchs erreichte: so fehlt doch diesen Heine'schen Gedichten in der That jeder Schimmer jenes Ethos, der das Tagebuch verklärt. Es ist wahr, mitten in diesem Bacchanal der Lust hört der Dichter einmal die Geigen verstummen, die zum Tanz der Leidenschaft aufgespielt, er sieht die Lampen erlöschen und:

Ausgetrunken ist der Reich,
Der mit Sinnenrausch gefüllt war,
Glühend, lobend bis zum Rande —
Ausgetrunken ist der Reich.

Morgen früh ist Aßermittwoch
Und ich zeichne Deine Stirne
Mit dem Aßerkreuz und spreche:
Weib, bedenke, daß Du Staub bist!

Aber wenn der Kagenjammer ausgeschlagen, geht die Sache doch wieder von Neuem an.

Es ist äußerst charakteristisch für diese Phase der Heine'schen Poesie, daß er in derselben den „Tanhäuser, eine Legende“ neu bearbeitete und diese tief sinnige christliche Illustration der Idee von Schuld und Buße mit einem politisch witzigen Kladderadatschschlusse enden läßt. Tieftraurig kehrte der Tanhäuser des Volkslieds, als er keine Vergebung gefunden, zum Venusberge zurück: der Papst hatte ihn verflucht, um in der Hölle zu brennen. Kein Wort sprach er zu Frau Venus, die ihn empfing. Und aus dem am dritten Tage grünenden Stabe blüht die Hoffnung der Erlösung hervor und es ist wahrscheinlich nur ein protestantischer, gegen das Papstthum gerichteter Zusatz, daß:

Tanhäuser blieb im Venusberg,
Ewiglich, ohne Ende.

Heine's Tanhäuser beschreibt der Göttin dagegen seine Rückkehr von Rom wie Heine selber seine Reise nach Deutschland im Wintermärchen beschrieb. Er erzählt von der Höhe der Alpen:

Da sah ich Deutschland jähronchen,
Es ruhte sicher unter der Hut
Von zweiunddreißig Monarchen.

Da aber eine Parodie des wirklich Göttlichen und Heiligsten künstlerisch unmöglich ist, so beweist Heine durch diese Verhöhnung vielleicht des herrlichsten christlichen Volksliedes, daß ihm allerdings nicht nur der christliche, sondern überhaupt der ethische Sinn abgeht, ohne den keine Kunst ist. Jene einzelnen, das Bacchanal der Sinne schildernden Gedichte wären nur dann erträglich, wenn sie als Durchgangspunkt der Verschuldung in die höhere poetische Einheit der Buße aufgenommen und dadurch nur zum Moment herabgesetzt worden wären. Aber der Verfasser der neuen Gedichte denkt gar nicht daran, sein Leben und die davon Kunde gebenden Lieder als eine Verschuldung aufzufassen, obwohl sein Leben selbst ihn dazu aufzufordern schien.

Die persönlichen Gedichte des „Romanzero“ und die von 1852 bis 1856 entstandenen „Lezten Gedichte“ sind die Sterbefeußer des Poeten. In einem dieser wunderschönen tief sinnigen, rührenden Verse zweifelt er, ob er wirklich noch am Leben.

Vielleicht bin ich gestorben längst,
Es sind vielleicht nur Spußgestalten
Die Phantasien, die des Nachts
Den lärmend bunten Umzug halten.

Es mögen wohl Gespenster sein
Altheidnisch-göttlichen Gelichters,
Sie wählen gern zum Zummelplatz
Den Schädel eines todt'n Dichters.

Und diesen Nebenmenschen spul,
Dies nächtlich tolle Geisterreiben
Sucht der Poeten Leichenhand
Manchmal am Morgen aufzuschreiben.

Allein vergebens würde man in diesen geistreichen Klagen nach irgend einem ethischen Moment suchen. Wie die Aphroditen der neuen Gedichte in ihrer Vereinzelung geblieben sind, so sind diese Lazarus-Gedichte von keinem Bande der künstlerischen Einheit umflochten und in die ethische Sphäre der Kunst erhoben. Wir erfahren aus diesen Gedichten nicht den Grund seiner Leiden, wie wir aus den „neuen Gedichten“ nicht die Folgen seines Liebeswahnsinns erfahren. Das Fragmentarische der persönlichen Lyrik kann aber nur dann zu einer höheren Bedeutung erhoben werden, wenn es eine ethische Idee ausdrückt, oder die ethische Fortentwicklung des Dichters, wie bei Goethe, ihr spätes Licht auf jene früheren Schöpfungen zurückwirft und sie dadurch aus ihrer unsittlichen Vereinzelung gleichsam erlöst.

Was Heine in seiner episch-lyrischen Dichtung so tief begriffen hatte, das fehlt den übrigen lyrischen Gedichten seiner reifsten Jahre. Er hat die Lust besungen und sie scheint allein Recht zu haben, — er hat darnach das Weiden besungen, als wenn nur er, der Kranke allein auf der Welt existierte. Und so weit war er davon entfernt sein Weiden als Folge einer Verschuldung aufzufassen, daß er mitten in den „letzten Gedichten“ sein Bedauern ausdrückt, noch nicht genug genossen zu haben:

Besonders eine feuergelbe
Viole brennt mir im Gehirn, —
Wie reut es mich, daß ich dieselbe
Nicht einst genoh, die tolle Dien.

Und in jenem reizenden Gedicht der Romanzen heißt er:

Noch einmal möcht ich vor dem Sterben
Um Frauenhuld beseligt werden.

Und eine Blonde möcht es sein
Mit Augen sanft wie Mondenschein,
Denn schlecht bekommen mir am Ende
Die weibbrünetten Sonnenbrände.

Unjung und nicht mehr ganz gesund,
Wie ich es bin zu dieser Stund,
Möcht ich noch einmal lieben, schwärmen
Und glücklich sein — doch ohne Wärmen.

Diesen Wunsch gewährte ihm das Schicksal. Madame Krinik hieß die mysteriöse Frau, welche der sterbende Heine liebte und über die er selbst seine treue Pflegerin, das „gute dicke Kind“, seine Rathilde zu vergessen schien. Das berühmte Gedicht „an die Mousche“

Es träumte mir von einer Sommernacht

und viele andre der „letzten Gedichte“ zeugen von diesem Verhältnisse.*)

Wenn wir bei aller Anerkennung der zahlreichen und außerordentlichen Detailschönheiten, die in den „neuen Gedichten“, im lyrischen Theil des „Romanzeto“ und den „letzten Gedichten“ enthalten sind, doch ihnen die höchste Weihe der Kunst, die künstlerische Einheit durch Zusammenfassung des Vereinzelten zu einer ethischen Idee absprechen, wenn wir sagen müssen, daß der Dichter hier vergessen hat, „daß die Welt eine moralische Bedeutung hat“: so erscheint die Berechtigung hiezu um so größer, wenn wir Heine als politische Persönlichkeit betrachten und auch hier finden, daß ihm jeder ethische Sinn abging. Daß er mit 16 Jahren das (an sich sehr lobenswerthe) Poem „Die beiden Grenadiere“ schrieb (welches von Kreuzer komponirt und dem Marschall Soult gewidmet wurde!) das wäre ihm nicht weiter vorzuwerfen; daß er sich dessen aber in einem Briefe an den Franzosen St. René Lailandier im Jahre 1851 als eines „Gedichtes auf Napoleon“ rühmte und zugleich berichtete, sein Geburtsdatum sei früher falsch angegeben, in Folge eines absichtlichen Irrthums, den man zu meinen Gunsten während der preussischen Invasion beging, um mich dem Dienste Sr. Majestät des Königs von Preußen zu entziehen, — das verbiente die öffentliche Rüchtigung, die ihm Wolfgang Menzel zu Theil werden ließ. Daß Heine, der für die Augsburger allgemeine Zeitung politische Berichte schrieb, gleichzeitig ein Jahrgehalt von Louis Philipp bezog, ist ferner eine von dem Pensionär selbst eingestandene Thatfache, welche ebenfalls beweist, daß er keinen Funken deutsches Ehrgefühl besaß und mit den Polen, die er in einem seiner glänzendsten Gedichte so meisterhaft verspottet, moralisch auf einer Linie stand.

Vergleichen wir den Dichter Heinrich Heine mit seinem bedeutendsten Zeitgenossen, mit Alfred de Musset: „den er als Mensch nicht leiden mochte, dessen Verse zu hören

*) Der Schluß dieses Gedichtes ist nur durch Zusammenhalten eines Briefes von H. Heine an Alexander Dumas père vom 2. Februar 1855 richtig zu verstehen. Das Widerwärtig-prosaische der Wirklichkeit stellte sich ihm im Wiehern des Fels dar und darum weckt ihn dies Geschrei aus seinem süblimsten Traume. Das ist keine cynische Schlusspointe!

ihm aber stets ein Bedürfnis war“, und von dem er in seinen Pariser Gedichten nebenbeigelegt sehr viel hat: so hat Musset die sinnliche Liebe ebenfalls geschildert und weit feuriger und hinweisender als jemals der deutsche Poet, aber er läßt die Helden seiner Venusberge stets tragisch enden. Er schildert die Verzweiflungen der sinnlichen Liebe wie in jenem Meisterwerke Ramouna:

Ce que Don Juan aimait, Hassan l'aimait peut-être;
Ce que Don Juan cherchait, Hassan n'y croyait pas.

Oder in Suzon oder in Kolla.

Und er weiß ganz ebenso die zartesten Regungen der reinsten Neigung zu belauschen und darzustellen, wie in jener unsterblichen Idylle: A quoi rêvent les jeunes filles.

Eben so lauter ist sein Patriotismus, wie sein Gedicht auf die Geburt des Grajen von Paris, seine Stanzas auf den 13. Juli 1843, die Satire Sur la Paresse und vieles andere beweist.

Musset erinnert an jenen ersten Dichter Frankreichs, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts sein kleines und großes Testament dichtete, François Villon, von dem Heine die Idee zu seinem unendlich hinter jenem zurückbleibenden Gedichte entlehnte:

Nun mein Leben geht zu End,
Noch ich auch mein Testament.

Auch Villon enthüllt mit naiver Ungenirtheit sein Leben, welches so unstüthlich war, daß Heine und Musset nur als schüchterne Schüler gegen ihn erscheinen, aber die rührendsten Ausbrüche der Reue sind seinem Geständnisse beigemischt, eine unberückte Religiosität erfüllt ihn, und von selbst versteht sich bei ihm sein Patriotismus, mit dem er „Loys le bon Roy de France“ preist und

Jehanne la bonne Lorraine
Qu' Anglais brûlaient à Rouen.

Warum schlägt unser Herz für Villon und Musset, warum erkennen wir ihnen die volle Palme der Kunst zu? Sie waren eben keine Renegaten, sondern ächte Dichter ihres Volkes.

Heine ist ein Renegat seiner Religion; ein Renegat Deutschlands, wo er geboren, und von dem er sich, statt an seinem Aufbau mitzuarbeiten, ohne Grund exilirte; er wurde auch zum Renegaten der Poesie, indem er das ewige Ethos der Kunst verleugnete, und nur in seinen sublimsten Gebilden schuf er über ihn selbst hinausweisende Meisterwerke, so daß jene Verse doch auch für ihn wahr sind, mit denen er „von der Mousse“ und vom Leben Abschied nahm:

Kein Wiedersehn
Giebt es für uns in Himmelshöhn.
Die Schönheit ist dem Staub verfallen,
Du wirst vertrieben, wirst verhallen.

Viel anders ist es mit Poeten,
Die kann der Tod nicht gänzlich tödten;
Uns trifft nicht weltliche Vernichtung,
Wie leben fort im Land der Dichtung.
In Avalun, dem Feenreiche —
Lied wohl auf ewig, schöne Reiche!

Kritische Rundblicke.

Aber Romanlectüre.

Nicht ohne Genugthuung habe ich in den kritischen Rundblicken des ersten Monatsheftes die Abtheilung Roman vermisst. Denn selten ist hier dem Beurtheiler eine andere, als die ziemlich müßige Aufgabe gestellt, Bücher schlecht zu machen, die niemals gut gewesen sind, — kritische Leichenreden über todtgeborne Literaturgeschöpfe zu halten, — und den einen oder den anderen Marxhäs zu schinden, der seine Haut schon selbst zu Markte trägt. Von untauglichen Büchern zu hören, ist mir aber selbst dann verdrießlich, wenn sie als taugliche Beispiele gelten dürfen; und untauglich sind die meisten mir vorliegenden neuen Romanbücher sogar für die höchsten Zwecke des Zeitvertreibs. Diese immer wiederkehrenden Alltagsgeschichten und Heirathshistungen erscheinen mir, statt die Langeweile zu tödten, vielmehr selbst als tödtlich langweilig — und wie oft habe ich mich bei der Romanlectüre an das geflügelte Wort eines Stubenmädchens erinnert, die das Glück hatte, reich zu heirathen: Da beeiferte sich denn die junge Frau, die bis dahin versäumte Bildung mittelst — eines Abonnements in der Leihbibliothek nachzuholen. Gebuldig las sie Roman auf Roman, allein mehr mit Verstand als mit Phantasie begabt, wurde sie der „Arbeit“ am Ende überdrüssig und als ihr der bis jetzt einflussreichste Ideen der deutschen Literatur wieder eine neue Liebesgeschichte anbot, da brach sie entrüstet in die Worte aus: „Nehmt euch doch gleich zu Anfang und möge euch der Teufel holen, so erpaze ich mein Geld!“

Ein großes Wort, das leider spurlos verhallen wird! Nichts kann berechtigter sein, als die Liebe zum Roman, nichts unberechtigter, als die Verwächlung des Romans mit der

Literatur. Eine ebe, tonlose, zum Verzweifeln traurige Gleichgültigkeit hat die Nation für die Hervorbringenden ihrer wirklichen, in der Gegenwart blühenden Poesie, und mit Leidenschaft stürzt sie sich in die Wasser, über denen kein Geist schwebt, in die den Büchermarkt mit unermesslicher Quantität überfluthenden Romane, deren allergrößte Mehrzahl kein Verluft gewesen wäre, wenn sich die Liebenden gleich zu Anfang genommen und dem Publicum so die Hochzeitskosten erspart hätten.

Aber der Roman ist das Opium des Occidents, wie ihn Lamartine genannt hat.

Geglich wenig haben die Armen und die Bedrückten von der „besseren Welt“, die ihnen mit vieler Salbung und wenig Phantasie der Herr Pfarrer von der Kanzel herab verspricht, mit Wort und Handschlag. Und im Ganzen zweifelt das arme Volk so wenig, die künftige Seligkeit als Tiwende seines irdischen Schmerzens-Capitals zu erhalten, wie es zur Zeit der Gründungen zweifelte, für die Papiere, die es mit mühselig gesparten Kupfermünzen erkaufte, einst pures Gold zu bekommen. Nur fährt der Weg zur himmlischen Auszahlung durch eine so gefürchtete schwarze Pforte, daß gewiß manche Dank sie an ihrem Eingang anzubringen wünschte, so oft die Zeit kommt, ihre Notizen oder Coupons einzulösen. Man kann daher die so heiß ersehnte Entlohnung doch nicht spät genug zu empfangen wünschen. Lieber so lange als möglich dem Himmel ferne in der Wüste fortgewandert! und will nirgends ein Stück Himmel auf die Erde fallen, so steige mindestens eine fata morgana an ihm auf: der Roman . . .

Longfellow hat in seinen Dichtungen sogar von den Indianern nachgewiesen, daß sie Leihbibliotheken im Munde führen; selbst die wirtlichen Menschenverächlinger genießen also Romane, während unsere Romanderschlinger nicht

immer behaupten können, wirkliche Menschen zu genießen.

Die bessere Welt des Romans begleitet die schlechteste aller möglichen Welten, seit diese im Bewußtsein der Menschheit existirt, wie der Mond die Erde begleitet. Diejenigen alten Völker, welche Geschichte besitzen und zur Geschichte gehören, haben durch Romane die Kultur der Menschheit angebahnt und beherrscht, was zugleich bewirkt ist, wenn man das fühl gewählte Wort durch das gebräuchliche ersetzt und von Mythologien der Griechen, Römer und Germanen spricht. Waren die beglückten Romane den speciellen geo- und ethnographischen Entwicklungen angepaßt, so sollte der Menschheit dasjenige, was man von einer „besseren Welt“ zunächst verlangen kann: die Unveränderlichkeit und Allgemeinheit, durch den Universal-Roman, das Christenthum, verliehen werden. Allein gerade Unveränderlichkeit und Allgemeinheit sind bloß für den Himmel geeignet und keineswegs nach dem fortwährend auf Wechsel und Wandel zielenden Geschmacl dieser armen Erde. Wälzt sich doch auch der arme Kranke ununterbrochen in verschiedenen Lagen umher!

Dieses Bedürfnis des Schmerzes nach neuen Fabeln griff zuerst die Philosophie mit sehr ernsthafter Miene auf, indem sie sich anstellte, dem Kranken durchaus nicht eine bloß momentane Erleichterung durch abwechselnde Fabeln, vielmehr den Heiltrank der lauten, bleibenden Wahrheit zu geben. Mit Ausnahme des aufrichtigen Kant, der, obgleich in sehr gewundener Sprache, deshalb nicht minder unumwunden eingestand, daß die Wahrheit auf Erden nicht zu haben, die Unwahrheit aber den Romaneschreibern zu überlassen sei, haben die Philosophen nichts als neue Mythologien geschaffen, an deren fabelhafter Beschaffenheit nichts geändert wird, ob sich der Jupiter ihres Olymps das Ich oder die Substanz, das Absolute oder das Unbetwachte bemane.

Angenügende Menschheit, die sich an dieser schweren Bibliothek Lebern gebundener — und geschriebener Romane nicht genügen läßt. Freilich haben sie den Fehler, welcher für gefährliche Leute der schlimmste ist, den ein Roman haben kann: die Liebenden kriegen sich nicht! der Geist und die Natur, der Glaube und die Wissenschaft wollen sich trotz aller sehnfüchtigen Schwärmens und Verlangens nicht einig und versöhnt in die Arme fallen.

Allein wie der Philosoph nur ein unein-

gestandener Romaneschreiber, so ist dieser auch nur ein unbewußter Philosoph. Was der eigentlichen Romanbildung in den Augen des Volkes Reiz und Werth verleiht, beruht auf dem metaphysischen Bedürfnis des Herzens: den unerträglichen Verstand — die schwere Kette des Causalnegus, welche alle Sterblichen bei jedem Schritte mit sich schleppen, — die schauderhafte Unausbleiblichkeit der natürlichen Wirkung, wenn die natürliche Ursache gegeben ist, — einmal recht gründlich los zu werden.

Zweimal zwei sind vier und aus Nichts wird Nichts. So sagt der Verstand, so sagt die Natur der Dinge. Dabei geht man langsam zu Grunde und wird zum Bezweifeln traurig. Zweimal zwei kann mitunter eine Million sein und aus Nichts kann das Schicksal einem Sterblichen eine Welt von Glück erschaffen. So sagt der Roman. Dabei sieht man sich in einer besseren Welt und erhebt die erste beste Klage zur „Königin“, um ihr zu jagen: „Das Leben ist doch schön.“

Seine innerlichste Identität mit allen Mythologien und Philosophien beweist der Roman durch das Wunder, welches kein, weil des Glaubens, liebtes Kind ist. Wie tief das Bedürfnis im Menschenherzen liegt, das Unberechenbare zu einem Bestandtheil des Einmal-eins dieser Welt zu machen, geht schon daraus hervor, daß das Volk und die Kinder sich an einer Geschichte nur erfreuen können, wenn sie der größten Wunder voll ist, daß sie aber gleichwohl ein volles Genügen daran nur durch die Versicherung empfangen: die Geschichte sei auch wirklich wahr.

Lob und Preis also dem Roman des Volkes trotz der Uebel, die er mitunter nach sich zieht, wenn er zum Beispiel Religionen stiftet oder auch nur Antheil in einem schwärmerischen Mädchentopie. In Deutschland aber, unter unseren speciellen Kulturverhältnissen, wolnt dem Roman ein Fehler bei, der seine Verdienste um die Menschheit beinahe aufwiegt, der Fehler nämlich, daß er gelesen wird.

Klima und Polizei tragen daran die Schuld. In Italien empfing das Volk seine Romane vom Improvisator auf öffentlicher Straße; im Orient colportirt den Roman noch heute der Mund des Erzählers im Bazar oder im Kaffeehause. In Anbetracht der wesentlichen Befriedigung, die der Roman eigentlich schafft und die nichts ist, als der Glaube an das Wunder, daß, wenn auch abgeschwächt zu der Form des Interessanten, im gewöhnlichen Lauf der Dinge

nach vorkommen könne, vermag der Roman nur den Leuten zu dienen, die kaum lesen können und sollte darum — kaum gelesen werden.

Statt dessen sehen wir in Deutschland ein solches, ein unermessliches Ueberschären des Romans auf Kosten aller anderen Literaturzweige. Was die Manufactur-Waaren-Fabriken unter den Firmen Costenoble, Hallberger und Janke in jeder Saison aufstapeln, vermöchte kaum in den englischen Dock's Raum zu finden. Dazu die massenhaften Romane, die von Wien und Leipzig aus jährlich auf den Markt gebracht werden! Endlich die unzähligen Feuilleton-Romane und die sich einander überstürzenden Erfindungen in den eigentlichen Romaneitungen! Und alle diese Fabeln wenden sich wie einst Schlemmer's Briefe über die Religion an die — „Gebildeten unter ihren Brüdern.“

Man kann sich keine größere Verachtung denken, als der Gebildete im Salon und im Club gegen Romane an den Tag legt. Aber an die Nacht legt er vor Allen — einem Roman: Er muß ein Capitel in einem solchen gelesen haben, bevor er das Licht löschen kann. Ja, die Gebildeten! Ueber alle möglichen Philosophien, Mythologien und Religionen sind sie längst „hinaus“, aber mit ihrem ganzen Seelenleben stecken sie in den einfältigsten Combinationen der vulgärsten Romanschreiber.

Man wähne nicht, daß sie dazu dasselbe Recht hätten, wie das ungebildete Volk, dessen Roman wir, wie gesagt, heilig halten, daß sie wie dieses die oben angebeutete Befriedigung eines metaphysischen Herzensbedürfnisses im Romane fänden. Der Gebildete weiß aus Schule, Erziehung und Lectüre, daß zwar allerdings nur das Wunder dem Geist beflügeln kann, um sich für Augenblicke über das natürliche Kleid des Daseins zu erheben, daß aber darum eben das Wunder nimmermehr, wie die Raben und Ungebildeten glauben, aus den Thatfachen dieses nämlichen natürlichen Kleides hervorspringen kann, wie spannend und interessant sie auch durcheinander geschoben sein mögen. Der Gebildete weiß, daß das Wunder mit all seinen metaphysischen und übernatürlichen Konsequenzen einzig und allein der Kunst zu entspringen vermag.

Der Roman aber ist kein Kunstwerk, wenn er auch mitunter dem Genie als Form seiner Offenbarung gebietet hat. Man könnte die ganze Geschichte des Romans auf eine einzige Druckseite bringen, wenn man unter seinen un-

ermesslich zahlreichem Hervorbringungen nur das Genie, nur die Dichterverwerke berücksichtigen wollte. Unter diesen wären die der Franzosen in die erste Reihe zu stellen, da sich, mindestens im laufenden Jahrhundert die französische Poesie weder in der Tragödie, noch in der Lyrik so glänzend entfaltete, wie im Roman. Und wunderbar! Während das „gebildete“ deutsche Publicum in seiner Romangier auch die bezüglichen Uebersetzungen aus dem Französischen verschlang, den Namen Paul de Kock, Dumas père und unzähliger Anderer deutsche Popularität verlieh, sind gerade die Kunstwerke des französischen Romans kaum übersetzt und gar nicht beachtet worden. Wer von Denjenigen, die nichts als Romane lesen, hat in Deutschland ausreichende Kenntniß der Werke eines Prosper Mérimée oder eines Jules Sandeau?

Der Letzgenannte verbiente eine besondere kritische Würdigung, namentlich als diametraler Gegenjah zu George Sand, deren erster Geliebter er war, nachdem sie die Fesseln der Ehe praktisch gebrochen hatte, bevor sie dieselben in ihren Romanen theoretisch zerbrach. Die abgefürzte Unterschrift des Geliebten hat sie zu ihrem literarischen nom de guerre gemacht. In der Literatur aber blieb sie der Mann mit seiner offenen Kampflust und bitteren Opposition gegen die Gesellschaft, er die Frau mit ihren die Gegensätze vermittelnden und verschönenden Tendenzen.

Von je doch wissen die gebildeten, deutschen Romanverschlinger nichts. Sie lesen, weil man nun einmal das Lesen für ein Attribut der Bildung hält, allein sie lesen mit hartnäckiger Ablehnung der Dichtkunst und der gesammten höheren Literatur meist nur Romane, die ihr Denken betäuben und ihnen den Schlaf mit offenen Augen erlauben, wobei das regelmäßige Umblättern das Wiegenschaukeln vertritt.

Viel hat man aus einem ganz anderen Gesichtspunkte gegen das Romane-Lesen gepredigt und geschrieben. Man hob die Schädlichkeit desselben für die Phantasie und die Entwicklung der Jugend hervor. Die Wiener Portiersfrau sagt: „Meine Tochter darf nichts Paul de Kockernes lesen.“ Ungleich größer sind die Schäden, welche die Reifen und Erwachsenen, der Kern der Gesellschaft, aus der übertriebenen Romanlectüre ziehen. Der größte dieser Schäden ist der Verlust des Maßstabes für den Werth der eigentlichen ästhetischen Production und damit in Verbindung die Abstumpfung des Em-

pfändens für die Wirkung der Kunst überhaupt. Geht doch die Vorliebe für das Einzige, was man heute in der Lectüre sucht, für ein möglichst lang sich hinziehendes Interesse an einer bloßen Begebenheit so weit, daß die dem Roman nächstverwandte Art, die Novelle, der Kürze wegen nicht ebenso beliebt ist: Jeder Verlagsbuchhändler weiß zu sagen, daß die Kauflust des Publicums für Romane — den Novellen-Sammlungen gegenüber erlischt.

Eine Verschwörung der deutschen Kritik gegen den Roman wäre vielleicht eine Stellung in unseren literarischen Zuständen.

Man sehe sich einmal nach der Werthschätzung eines Adalbert Stifter und einer Louise Mühlbach in der Literaturgeschichte um, wie hoch jener, wie niedrig diese veranschlagt wird. Ein Jahr vor seinem Tode mußte Stifter die Hände darüber ringen, daß er, der das bescheidenste bürgerliche Leben in einer Provinzialstadt geführt, für die Seinen nichts hatte zurückerlegen können. Er hat nur Novellen geschrieben, von denen keine einzige einen Band ausmacht. Louise Mühlbach schrieb Bände — und sie ist dafür unbändig bezahlt worden.

Hieronymus Korn.

Fritz Reuter's nachgelassene Schriften.

1. Theil, herausgegeben und mit einer Biographie des Dichters eingeleitet von A. Wilbrandt. 1874. Wismar.

Ein schicksalreiches Leben ist ein unberechenbarer Vortheil für den Dichter. Nichts erleben und an fremdem Material vollstänlich werden, dürfte, wie bei Uhland, zu den aller seltensten Fällen zählen. Der Schlesier Günther ward schon an seinen persönlichen Schicksalen zum Poeten; am begünstigtesten aber sind diejenigen, in deren Leben sich ganze Abschnitte der Geschichte spiegeln und Verhältnisse ganze Geschlechter mikroscopisch darstellen. In Schillers Jugend bricht ein Revolutionszeitalter an, und Fritz Reuter ist zum Dichter an jener deutschen Reaction geworden, die ihre erste Auflage seit dem Wartburgfeste, ihre zweite seit dem Hambacherfeste datirte. Die Wuth der Nachwelt hat sich an jenen elenden Organen der damaligen Regierungen längst erschöpft, und nur, wenn uns jene Tage in einem Einzelfalle wie dem vorliegenden, d. h. im Lebensgange eines geliebten Menschen wieder vorgeführt werden, da mag sich die deutsche Hand im alten Jorne noch einmal ballen. Sie machten, wie ich sagte,

Reuter zu einem Dichter, und daß er diesen Lebensinhalt erst spät, 20 Jahre nach seiner Jenerker Zeit, poetisch ergreift, wo die Wuth zur Wehmuth, die Verzweiflung zur Ironie sich gesänftigt, das hat ihn zum Humoristen gemacht.

Der vorliegende (XIV.) Band enthält eine zum ersten Mal vollständig und geordnet gegebene Biographie des Dichters aus der liebevollen Feder Wilbrandts. Einzelheiten hatte nach Reuter's Tode die deutsche Presse bekanntlich genug gebracht, nur nicht mit dem schließlichen Lacte, womit sie in's Ganze gelugt sein wollen, wenn sie nicht dem Stanbalkigel und der Anstößjägererei diemen sollen. Mich stellt noch jezt die Erinnerung an gewisse Zeitungen, die damals aus des Dichters trauriger Krankheit ganze Feuilleton-Artikel machten und dieselbe mit einer empörenden Pathologenkunst besprachen, als hätten wir an Fritz Reuter nicht mehr gehabt als einen unglücklichen Deliranten. Es ist ein Kennzeichen der Zeit. In der Zeit sehen wir einen „Neuen Lanzhäuser“ sieben Auflagen erleben, und zahlreiche Jünger folgen ihm, die sich alle „Neue Lanzhäuser“ dünken; auf der Bühne feiert die Kunst im einviertelstündigen Sterben einer schwindsüchtigen Cameliendame den höchsten Sieg. Wer poetisch wirken will, muß nach Nothhus und Lazareth riechen. Vielleicht liegt auch hierin eine glückliche Constellation für die Popularisirung der Reuter'schen Muse, und hat gerade ihr ungesunder Kern im Gegenhate zu dem blafirten Geschlechte sich ihre Gemeinde so groß gemacht. Denn aller Gegenhate reizt, und wer ewig Patschouli athmet, macht schließlich gern einen Kultus aus dem Geruch frisch aufgerissener Erde oder einer medienburgischen Milchammer.

Ich kann mich enthalten, den Gang des Reuter'schen Lebens zu wiederholen. Ein Jeder findet am Ende in solcher Darstellung gewisse Punkte, die ihn vor andern interessiren und wichtig dünken; Der vielleicht sein Burghenschaftsleben in Jena, ein Andern, wie schon gesagt und beklagt, seine Krankheit; Der wieder das Verhältniß des Dichters zu seiner Louise, von der Zeit an, da alle Welt von ihm sagte: „Ut em ward nig“, bis zur letzten Stunde, wo er der Gattin die Grabchrift macht:

Sie hat im Leben Liebe gekost,
Und soll im Tode Liebe ernden.

Von solchen Punkten, bekenn' ich, zieht mich der Uebergangsmoment am meisten an, wo Fritz Reuter aus einem hochdeutschen, mittelmäßigen

zum großen plattdeutschen Poeten wird und das Organ seines Genies im Dialect entdeckt. Es ist ja möglich, daß er auf die besondern Eigenschaften seines Niederdeutsch erst seit 1852 durch die Wirkung des Klaus Groth'schen Quicborn aufmerkbar ward, wenigstens dichtet er um diese Zeit seine bisher hochdeutschen Schmauren in die „Käuschen um Nimels“ um. Aus Wilbrandts Darstellung aber geht hervor, daß wir es dem Mecklenburgischen Publicum verdanken, wenn R. sich freierhin mit der Sprache seines Stammes befaßt, denn erst der reißende Absatz, den die Käuschen um Nimels fanden, war der letzte und stärkste Grund, fortan nur in seiner Mundart zu dichten.

Es folgte die „Reis nach Welligen“ und die Herausgabe eines „Unterhaltungsblattes für Mecklenburg und Pommern“, welches besonders dadurch von Bedeutung geworden ist, daß er die ersten Meiselschläge an seiner vollendetsten Figur, am Ankl. Präsig, that, denn die erste Conception desselben ist in jenen Briefen zu suchen, die ein fingirter „Entspecker“ an den Herausgeber des Blattes schreibt.

Gerade seine Hauptdichtungen, die seinen Ruhm in alle deutsche Lande tragen, lassen es erkennen, wieviel von glücklichem Zusammenreffen äußerer Umstände dazu gehört, einen Dichter zu machen. Er wird freilich geboren, aber daß er zu realer Thatkraft werde, dazu müssen solche Constellationen das Beste thun. Was wäre Schatepeare, wenn er unter einem byzantinischen Kaiser gelebt hätte? Was wäre Keuter geworden ohne die politische Reaction der dreißiger Jahre, und vor Allem — ohne ein Zweites: ohne die noch jezt bestehenden Zustände Mecklenburgs! Was in ihm dichtet, ist nicht bloß der Schmerz jener akademischen Jugend, denn dazu qualifizierte sich auch ein hochdeutscher Dichter, sondern es ist noch mehr sein engeres Vaterland, das bis zum heutigen Tage in der politischen und kirchlichen Entwicklung der deutschen Stämme am kläglichsten weggekommen ist. Man kann Frh. Reuters Werke nicht in ihrem letzten Grunde verstehen, wenn man sich dieses territorialen Elends nicht erinnert. Einige Dichtungen, wie die in vorliegendem Bande zum ersten Male mitgetheilten, nehmen sogar diesen Gegenstand direct unter die Geißel; so „der gräßliche Geburtstag“ (der Gräfin Hahn); die Briefe Präsig's, „Urgeschicht von Mecklenburg“.

So eben liest man, daß die Deutsche Rundschau weitere Entfüllungen aus Reuters Leben

von O. Wagnau bringen werde. Es ist seltsam, aber auch, um es dochwo zu sagen, wohlthuend, daß man derartige Forschungen bei einem Dichter nötig hat, welcher kaum erst von uns gegangen ist. Das beweist, wie wenig Keuter zu seinen Zeitgenossen sich persönlich heran und in die Strömung seiner Tage hinein drängte; wie wenig er von sich selbst erzählt wissen wollte. Denn auch das Wenige, was man bisher wußte, hatte man nur aus dem Munde seiner verehrten Gattin und unterrichteter Freunde. Da denken gewisse lebende Dichter viel zärtlicher an die Verlegenheiten ihrer künftigen Biographen, und sie sorgen alljährlich pünktlich dafür, daß ein illustriertes Journal ihr Werk bespricht und ihr Conterfei bringt. Ja, wenn das der Dichtergroße nur einer Elle Länge zusehen könnte!

Albert Knauer.

Epos.

Barbarossa's Brautwerber. Eine württembergische Sage. Gedicht von Ludwig Laistner. (Hallberger's Verlag. Stuttgart 1875.)

Der Verfasser dieser höchst anmuthigen Erzählung hat sich vor etwa zwei Jahren durch eine scharfsinnige rechtsphilosophische Untersuchung über die Strafrechtstheorien, „das Recht in der Strafe“, vorthellhaft bekannt gemacht. Als Dichter tritt er hier zum erstenmal mit einer größeren Arbeit hervor, und zwar mit zweifellosem Talent. Die Dichtung verhandelt das vielfach unter wechselnden Formen von der Sage und dem Schwank überlieferte Motiv, daß der von einem großen Herrn oder für einen solchen abgekündete Brautwerber die zu gewinnende Braut für sich selber zu gewinnen vorzieht; eine württembergische Sage knüpft dabei an Friedrich den Rothbart vor dessen Thronbestreugung. Es leuchtet ein, welche Fülle an heiteren, aber auch an ernsten, conflictreichen Beziehungen dieser Gegenstand gewährt, und der Verfasser hat den glücklich gegriffenen Stoff sehr glücklich behandelt; er hat namentlich, was den Ernst anlangt, das Ringen des pflichttreuen Freundes und Werbers mit seiner Liebe, dann aber auf dem Gebiet des Humors die Gestalt des Vaters der Braut, des plötzlich auf dem Schauplatz erscheinenden Herzogs Friedrich selbst und eines reizenden Bäckleins der Braut, das vielfach an Jungfrau Pragebis höfentwielichen höchst erfreulichen Angebens gemacht,

vortrefflich gezeichnet. Das Büchlein stellt sich Otto dem Schüh von Winkel, dem Trompeter von Säckingen von Scheffel, Hugdietrich's Brautfahrt von W. Herz würdig an die Seite. Die Form ist, einige Kleinigkeiten abgerechnet, tadellos. Nur die Kreuzpredigt am Schluß ist um einen halben Schuh schwabisch zu lang gerathen, was um so mehr Wunder nimmt, als der Verfasser nach dem Gesamteindruck seiner Weltanschauung mehr ein Freund von einem langen Schluß, als von einer langen Predigt zu sein scheint; auch die lyrisch-subjectiven Anfänge der einzelnen Gesänge, so sinnig sie sind, führen den Les. Abgesehen von diesen Oeringfügigkeiten, ist an dem liebenswürdigen Gedicht, dessen Sprache wie ein rieselndes Bächlein anmuthig plaudernd dahinjieht, nicht Mal noch Mal zu finden.

Setz Dahn.

Bur Kritik der Kritik.

Herr Redacteur!

Als ich von Ihrer ebenjo originell wie glücklich erfundenen Rubrik las, hatte ich ein Gefühl des Bedauerns, daß eine solche überhaupt erst nöthig sei, aber ich glaube Sie zu verstehen, wenn Sie damit haben sagen wollen, daß Denunciationen in gewissen Fällen auch zur Ehrensache werden können.

In zweiter Linie bebaure ich mich, wenn ich der erste sein sollte, der diese Abtheilung Ihrer Redaktionsmappe benutzen muß. Allerdings muß! Denn Sie trauen mir zu, daß mich alles Andre eher dazu treibt als müßige Scandaljucht. „Die Sache will's, die Sache will's, mein Herz!“ Nur daß wir hier die Jagd richten wollen, und nicht die Leiddemonen. Leider ist es eine erst neu gegründete und in ihrer Thätigkeit vielversprechende Zeitung, die ich denunciren muß.

Aber Sie selbst werden nicht voraussehen, daß man auf Bedeutung oder Unbedeutendheit einer Zeitung hier Rücksicht nimmt.

In der „Berliner Presse“ vom 5. Februar c. liest man:

„Wie wir hören, bereitet ein hiesiges Theater eine Novität von A. Nels (Martin Sohn) „Der Staatsanwalt“ vor. Nur durch die glänzende Darstellung am Residenztheater wurde Heinrich Heine genießbar, und wir bedauern das Publikum, welches sich vom „Staatsanwalt“ Genuß verspricht.“

Kennen Sie einen parlamentarischen Ausdruck für dies Verfahren, ein Ei, bevor es gelegt ist, für faul zu erklären? Wissen Sie ein andres Motiv, als persönliche Gehässigkeit, die entweder der Direction oder dem Verfasser gilt? Welches Gesicht von Anstand kann es rechtfertigen, daß man Kosten und Mühe einer Direction, und eines Autors Hoffnungen (denn auf den eventuellen Werth des Stückes oder auf einen Verfassernamen kommt es hier ja gar nicht an) durch solche Präventiv-Urtheile zu untergraben sucht? —

Eine fleißige Benutzung Ihrer neuen Rubrik ist das dankloseste Geschäft. Ich will Ihnen wünschen, daß ich nicht ohne mitwirkende Jedern bleibe.

Albert Studer.

Zur Beseitigung von Mißverständnissen wird die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß mich zu meinem S. 138 abgedruckten Gedicht: „Literaturgeschichten“ — zunächst das Buch „Deutsche Dichtung im neunzehnten Jahrhundert. Populäre Vorlesungen von R. F. Scherber“ angeregt hat. In diesem Buch wird eine mißgünstige Kritik, die bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes meiner Gedichte vor mehr als einem Decennium in einer längst verfloffenen Zeitschrift erschien, wieder abgedruckt — als wäre seither Nichts mehr geleistet worden! . . . und die Fehler einiger Jugendgedichte blieben der Maßstab für eine ganze, der Poesie gewidmete Lebensthätigkeit! . . . Solchen kritischen Wadenmeißereien gegenüber befinden wir Dichter uns wahrlich in der Lage der Rothwehr.

Hermann Lingg.

Ernst Wichert wünscht in dem anti-kritischen Theil der „Monatshefte“ besonders jene Herren gezeigelt, die das zu beurtheilende Kunstwerk nur als bequeme Stieberpuppe betrachten, um gefälliglich das Lando und Troddelwerk des eigenen „Sprits“ heranzuziehen. „Ich gehöre allerdings“ — so schreibt der treffliche Lustspieldichter — „zu jenen simpeln Leuten, denen der letzte Vorzug der Kritik bescheint, pikant zu sein. Es macht mir immer einen peinlich demurririgen Eindruck, wenn ich jede Zeile rufen höre: Seht einmal, ihr Leute, wie ich über so etwas zu schreiben weiß. ja, das ist etwas ganz Apartes! — darauf ist noch kein Mensch gekommen. . . Wenn die Kritik nur darin ihre Stärke sucht, jedem Dinge

eine Seite abzugewinnen, in die sich mit Kettenfingeln Breche schreien läßt, so scheint sie da doch nur auf den Beifall von Lesern zu rechnen, denen die Sache ebenso niedrig steht, wie ihr".... Wen's judt!

Im Allgemeinen ist der Gedanke, dem die antikritische Rubrik unseres Blattes entsprungen ist, mit lebendiger Zustimmung begrüßt worden, und es traten dabei Gesammturtheile über das deutsche Kritik-Weesen zu Tage, die nicht eben sehr schmeichelhaft klangen.

Wir heben nur wenige hier hervor. Johannes Scherr z. B. schreibt: „Sehr gefällt mir die Abtheilung: „Zur Kritik der Kritik“. Ist es doch ganz unglaublich, was Dummheit und Unwissenheit dormalen sich herausnehmen — und herausnehmen dürfen.“

Auch Theodor Storm hofft Heilfames von diesem Theil unseres Blattes und verheißt, gelegentlich mit vorzusprechen.

Hans Herrig meint in der „Schlesischen Presse“: „Unser Literatur könnte ein wenig Polemik gut vertragen, sie ist ein stillstehendes Gewässer geworden und dies ist bekanntlich gewissen unangenehmen Gefährten ausgesetzt. Es fehlt ihr an Gegenläufen — im Grunde sind selbst Freytag und Paul Lindau einander gar nicht so böse. Rame auch ein wenig Feindschaft hinein, vielleicht erwies sie sich als Samereig. Die Rubrik der neuen Monatshefte: „Zur Kritik der Kritik“ könnte leicht ihn zeitigen.“

August Becker, der viel zu wenig gefeierte Novellist und Lyriker, ermartet in unserer Rubrik eine Lahmlegung der „landesüblichen gegenseitigen Berühmstmachevei“, die endlich zur fast völligen Entwerthung des öffentlichen Lobes geführt hätte.

Beforgnißvoller äußert sich Hans Grabberger in der Wiener „Presse“: „Eine seltsame Rubrik ist die „Zur Kritik der Kritik“. Damit ist gekränkten Autoren ein Hinterfüßchen aufgethan, um darin ihr Herz ausschütten zu können. Besuche werden sich gewiß bald einstellen; aber ob der wohlmeinende Hausherr derselben nicht bald überdrüssig werden wird, das ist eine andere Frage.“ Wir fürchten das nicht.

Mannigfachen Widerspruch fand die allerdings etwas radicale Bestimmung, daß jede Partei nur einmal zu Worte kommt.

So meint das „Braunschweiger Tageblatt“: „Der Herausgeber wird, wenn er einmal Ze-

manden zu Worte läßt, ihm auch das ganze Wort gönnen müssen. Hier erregt jeder Anspruch eines Redactionsrechtes Mißtrauen, die Monatshefte selber aber leiden gewiß keinen Schaden, wenn die Polemik auch ein wenig heftig wird.“

Und Karl Woermann spricht die Befürchtung aus, daß es nicht viele Autoren riskiren werden, ihren Kritiker herauszufordern, wenn sie nicht das Recht haben sollen, auf seine Anklage zu dupliciren.

Wir gestehen, daß uns die Berechtigung dieser Beforgniß einleuchtet; und so acceptiren wir denn gern den vermittelnden Vorschlag von Julius Duboc, daß es dem Autor freigestellen sei, die ihm im Voraus mitzutheilende Replik des Kritikers mit kurzen sachlichen Glossen zu begleiten, welche alldann beim Abdruck der Kritik gleich mit angefügt würden. „Diesen Mittelweg“, schreibt Duboc, „halte ich für den erträglichsten und für einen, der zu keinem Mißbrauch Anlaß geben kann, wenn anders die Glossen völlig sachlich und knapp gehalten würden.“ Probatum est.

Erwähnung verdient endlich die neu angefangene Zeitschrift: „Der Antikritiker“, die den Autoren gegen Entrichtung von — Infectionskosten „das hehre Recht der Bertheiligung“ wahren will. „Denn die Lebenslust für alles geistige Streben ist Freiheit, und abermals Freiheit!“ Worunter natürlich nicht Kostenfreiheit zu verstehen ist. Warten sie erste Nummer ab.

Miscellen.

Das Gründelthum in der Literatur.

Ein kritisches Zeitbild von Richard Schmidt-Cabanig.

„Masse ist reich!“ — Er zog in's Feld
Einst sieghaft gegen fremdes Geld —
(Ich glaub', man heißt es „Gründen“!)
Gar bald genügt sein gleichend Erz,
Des Reides Flammen allerwärts
Zu zünden!

Und doch bleibt seines Glases Stern
Der hellste Strahl noch immer fern:

Noch mangelt ihm ein Name!
Was ohne den ist Reichthum, weh!
Und Glanz und Pracht?! — Hilf, güt'ge Foe
Reclame!

Hilf, die Du keine Firma hast
 Erhöht, hilf ihm von dieser Last,
 Daß er des Grams vergesse! —
 Er sinnt und senkt, er spürt und späht —
 Da winkt ein Port: er selber geht
 Zur Presse!

Schon schreibt er für ein Winkelblatt.
 Was thut's, daß oft der Sinn höchst platt,
 Das Wort kaum orthographisch,
 Daß mangelhaft die Syntax auch?!
 Es füge der Pedant dem Brauch
 Sich slavisch!

Im Anfang kritisiert er Kunst;
 Er laß den „Büchmann“ nicht umfunst:
 Citate sind kein Fetisch;
 Befehlenheit wird daraus kumb!
 Bald gilt er für „gebildet“ und
 „Kesthetisch“!

Nun kugl im „Feuilleton“ verfaßt:
 Jed' fremder Einsall wird gebucht —
 Sei plump er oder spitzig;
 Man bringt's — ob wohl, ob übel — an;
 Rings heißt es: Geistvoll ist der Mann
 Und witzig!

Der Preis daß vergeht mir nicht!
 Nicht schwierig „macht“ sich's im Gedicht;
 Denn mangeln die Gedanken,
 So fleucht dafür wie Honigheim
 Aus „Hempels Legikon“ der Reim
 Ohn' Schranken.

Auf „Frühling“, „Weilchen“, „Franken-Loß“,
 Auf „Wein und Weib“ und „Dies und Das“
 Nur frisch den Vers gestammelt;
 Bei dreizehn Vogen oder mehr
 Erscheint (auf eig'ne Kosten) er
 „Gestammelt“!

Im Drama blüht das wahre Glück:
 Leicht stuzt sich zu ein Bühnenstück
 Aus längstvergeß'nem Plunder;

Lantiemefrei wird's aufgeführt —
 Der Freundschaft Hand, geschickt gerüht,
 Thut Wunder!

Das Höchste wird durch Muth erreicht:
 Ein „eigenes Organ“ vielleicht
 Ruft er in die Erscheinung:
 Wie ehemals am Labentisch
 Mit Waaren, handelt nun er frisch
 Mit Meinung!

„Mossa ist reich!“ Es sammeln sich
 Auch Dinten-Motten sicherlich
 Gar bald an seinem Richte — — —
 So „gründet“ man von ungefahr
 Zuletzt sich in die literar-
 Geschichte!

• Von Eduard Griesebach wird in Kurzem bei L. Rosner in Wien ein Buch erscheinen: „Deutsche Literatur. 1770—1870“, das manche überraschende Mittheilung aus bisher ungedruckten Quellen enthalten soll. Die S. 152 ff. abgedruckten „Aphorismen über Heinrich Heine“ sind dem gedankenreichen Manuscript dieses Buches entlehnt.

• Eduard von Hartmann schreibt uns, daß er in einer neuen „Ethik“ (die seinen unermüdblichen Forschergeist nun schon seit Jahren beschäftigt) auch die im ersten Monatsheft zum Abdruck gelangten „antipessimistischen Betrachtungen“ polemisch berücksichtigen will. Ebenjo stellt H. Laubert eine Gegenschrift in Aussicht. „Ihre mouffirend geistreichen Betrachtungen“, schreibt uns der Philosoph, „habe ich gelesen, wie man ein Glas Champagner trinkt: Würden Sie es mir aber verübeln, wenn ich bei Gelegenheit einmal zeigte, daß Champagner — Schaumwein ist?“ . . . Wir sehen diesem Nachweis mit Spannung entgegen.

Aus unserer Briefmappe

Letzter Faschingspaß.

„Kladderadatsch“ schreibt in Nr. 6 den 7. Februar:

„Es giebt vielleicht kein Symptom, welches so entschieden und sicher den Verfall einer Kunst bezeichnede, als wenn sich dieselbe — dem Weiblichen zuwendet.“

So beginnt der große Ferdinand Kürnberger eine kritische Besprechung von Ad. Wilbrandt's Trauerspiel „Arria und Messalina“. (S. Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik, I. Band, Heft 1.)

Ferdinand, Du sprichst ein großes Wort gelassen aus! Dies beurfunden auf ihren Dienst die Unterzeichneten: Antigone, Elektra, Medea, Iphigenia, Emilia Galotti, Mina v. Barnhelm, Maria Stuart, die Jungfrau v. Orleans und andere Zeuginnen des Verfalls der dramatischen Kunst. —

— An dem oben citirten Orte fahre ich aber folgendermaßen fort:

„Die französische Schaubühne kennt nur noch Frauenvollen und dreht sich seit fünf- undzwanzig Jahren ausschließlich im Kreiswürbel der Weiblichkeit, worin ein Siboyer oder verarmter Edelmann rari, ja rarissimi nantos . . . sind.“

Wie man sieht, so sprach ich deutlich davon, daß seit 25 Jahren fast nur das Weib die Bühne beherrscht, und Kladderadatsch rüdt mir vor, daß — seit 2000 Jahren doch auch Weiber auf die Bühne gekommen!!

Der Schalk hat doch immer die Lachse auf seiner Seite. Wer wollte diesen Fastnachtspaß für eine Polemik ansehen? War doch der 7. Februar just der Fastnachts-Sonntag, — und das darf man so wenig übersehen, daß es vielmehr die Hauptfache ist. „Es ist gar hübsch von einem großen Herren,“ der als Organ für „höheren“ Klöbsinn eine Weltmacht geworden, am Fasching-Sonntag auch einmal den vulgären, einfältigen Wödsinn zum Handkuß vorzulassen. Daß er daraus eine Gewohnheit mache, fürchte ich nicht; der lustige Bruder hat immer eine vornehme Ader gehabt und versteht keine eigenen Interessen viel zu gut. Also — transeat.

Ferdinand Kürnberger.

Zur Kriegskyrik.

Geehrter Herr Redacteur! Auf S. 60 des I. Heftes Ihrer Zeitschrift macht Herr Ludwig Noire in einer Abhandlung „über musikalische Texte“ zu der Strophe:

„Das Wort vom Reich, das einst beschützen
Der Freund dem Freunde nur vertraut,
Heut braukt es mit beschwingten Schützen
Durch alle Gassen stolz und laut“ —

folgende Bemerkung: „Als ich diese Worte las, da fielen mir Dambach und Frey Reuter ein. Und da wollte mir bedünken, daß das Rühmen ungerechtfertigt sei.“ — Ich ersuche Herrn S. R. um Aufhellung dieser mir völlig unverständlichen Worte.

Herr R. R. fährt fort: „Außerdem meine ich, was man Jemand verhöhlen hat, das hat man ihm nicht vertraut und ein Wort, das „auf beschwingten Sohlen“ durch alle Gassen braust!“ das ist eine schlechte Figur, sagt Polonius.“ —

Ich bitte die Redaction, Herrn R. darauf aufmerksam zu machen, daß es in meiner Strophe nicht heißt, was Herr R. unterschreibt: „Was man dem Freund verhöhlen und vertraut“, sondern: „ihm verhöhlen vertraut“, d. h. auf verhöhlene Weise — daß also „verhöhlen“ nur adverbialisch verstanden werden kann. Vielleicht wäre Herrn R. „verhöhlen anvertrauen“ verständlicher gewesen.

Warum es eine schlechte Figur sein soll, daß das Wort oder Lied, welches Flügel hat — das wird wohl als gute Figur gelten bleiben —, also Flügel an den Schultern oder am Haupt, Flügel an den Sohlen habe, wie ein mercurisch-vascher Genius, vermag ich nicht einzusehen. Indes, ich verzichte darauf, in Geschmackssachen mit Herrn R. übereinstimmen zu müssen. Nur muß ich bitten, nicht aus meinen Adverbien gegen den klaren Wortlaut Verda zu machen.

Achtungsvoll

Rönigsberg, den 8. Februar 1875.

Felix Dahn.

Erwiderung.

Verehrter Freund! Auf obige Antikritik folgende Bemerkungen:

1) Daß ein Schulmann und Verfasser mehrerer Grammatiken ein Aboeth von einem präbicaliven Particip zu unterscheiden vermag, hätte Herr F. Dahn billiger Weise annehmen dürfen. Meine Ansicht, daß verhöhlen und vertraut sich hier in übler Gemeinshaft zusammenfinden, ist durch die Gegenbemerkung nicht erschüttert.

2) In Betreff des „Wortes vom Reich“, das einem mercurisch-vaschen Genius gleich Flügel an den Sohlen trägt und durch alle Gassen braust, muß ich mich leider zu der Ansicht des Verf. bekennen, nämlich, daß wir in Geschmackssachen nicht übereinstimmen.“

3) Wenn irgendwo, so paßten auf die Erfüllung unseres heißesten Wunsches, die Errichtung des deutschen Reiches, die herrlichen Worte Goethe's:

„Es hat die Gesehnung färewahr nicht
Nehet die Gestalt des Wunsches, so wie ihr ihn einm gebrget.
Denn die Wünsche verhalten und selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eignen Gestalten.“

Und es wird wohl jeder Unbefangene verstehen, was ich meinte, wenn ich das stolze und laute Rühmen unter Hinweisung auf die Männer, die „manch' bitteres Jahr, verhöhnt, verfolgt, mit Gram und Thränen“ ein nun anerkanntes und erreichtes Ziel ersuchten, nicht gerechtfertigt finden konnte. Wohl aber war ich am Plage dem Erbfeind gegenüber, der die durch eigene deutsche Kraft und kostbares Blut erkaupte Einigung Jahrhunderte lang mit allen Mitteln zu verhindern suchte.

Mainz, den 18. Februar 1875.

Ludwig Holtd.

Literarische Freibeutelei.

Herr Redacteur! Wenn ich mir erlaube, in Folgendem Sie auf eine literarische Freibeutelei aufmerksam zu machen, so möchte vielleicht ein Bedenken darüber Ergoenerer zu glühtigte inzwischen verstorben ist. Doch glaube ich diess mit dem Hinweisung jene schöne Regel lautet: De mortuis nil nisi bene, — nicht aber: nil gegen die richtig verstandene Regel hoffe ich nicht gefehlt zu haben.

Die bekannte Zeitschrift „Daheim“ enthält in Jahrgang X. Nr. 16, d. J. Januar 1874, die Fortsetzung einer Erzählung von George Hefesiel, welche „Der Drosselart von Zerpl.“ Roman aus der Zeit vor hundert Jahren.“ Blick, den ich zufällig auf jenes Blatt warf, fiel mir hierin ein Stück auf, zählung selbst in keinem Zusammenhange und derselben wie ein glänzender genähert erscheint. Von gewissen unverkennbaren Flecken abgesehen, kam mir

kennt vor, und ich meinte auch die Stelle bezeichnen zu können, wo es vor hundert Jahren gedruckt worden ist. Mein Staunen wuchs, als mir zwei Seiten darauf ein ähnlicher Purpurlappen entgegen leuchtete, der aus der nämlichen Weberei stammt. Heil auslachen aber mußte ich, als ich nun die Originale neben Herrn Hefesiel's Compilation hielt. Da trat die ganze Unbefangenheit dieser Compilation um so bemerkbarer hervor, je unwiderleglicher zugleich die Interpolationen den Geschmack und die Versehen beim — Abschreiben die Kritik des Compilators befanden. — Und wer ist der geplünderte Schriftsteller? Etwa ein dunkler Ehrenmann, der am Ende noch von Glück sagen könnte, daß unverbrochener Forscherfleiß aus seinen längst vergessenen Werken den einen oder den anderen guten Gedanken rettend herausgeholt hat?! — Es ist kein Geringerer, als Justus Möser; seine „patriotischen Phantasien“ haben diesmal die Ehre gehabt, Herrn Hefesiel zu bereichern.

Es sei mir vergönnt, durch wörtliche Nebeneinanderstellung des Originals mit der Compilation dem geehrten Leser im eignen Urtheil das gleiche Vergnügen zu bereiten, welches mir die Entdeckung dieser Freibeuterei verursacht hat. Die wesentlichsten Interpolationen sind durch den Druck hervorgehoben:

Justus Möser, Patriotische Phantasien. 2. Thl. (in sämtl. Werken, herausg. von Abeten. 2. Thl. Berlin 1842.)

S. 42 f. Nr. VI. Die liebenswürdige Kofette, oder Schreiben einer Dame vom Lande. (1772.)

Können Sie nicht, mein Schatz, wenn ich Ihnen sage, daß ich im Ernst anfangs todt zu werden. Seit einem halben Jahre, daß ich jetzt wieder auf dem Lande bin und täglich eine Menge von Armen und Elenden sehe, thue ich fast nichts als Herzen zehren, Thränen erweiden, entzücken und besauern. Dem will ich einmal recht heulen lassen, sagte ich gestern zu meinem Manne, der gar nicht wußte, was ich wollte, und lag auf den Platz, um einen alten armen Mann, der kümmerlich nach meinem Fenster sah, selbst zu sprechen. Ich hörte ihm recht freundschaftlich zu, fragte nach allen kleinen Umständen, die ihn drückten, besagte ihm bei jeder Stufe seines Unglücks, gab ihm erst etwas für seine Frau, dann für seine Kinder, und befahl zuletzt meinen Leuten, ihm zwei Scheffel Roggen und ein Glas Brantwein zu geben. Hier hätten Sie sehen sollen, wie dem guten Reel die Thränen in feurigen Kugeln von den Wangen herunter rollten! Er fing an zu schluchzen, und wie habe ich die feinste Liebeserklärung mit solcher heimlichen Wollust gegossen, als die Dankbarkeit dieses Greises.

Wie er wegging, kam ein andrer mit einem Arm. Guter Freund, sagte ich zu ihm, wo habt ihr euren Einen Arm gelassen? Hier ließ ich ihm seine Heldenthaten erzählen, wie er unter dem Herzog Ferdinand gefochten, wie er im Felde acht Tage lang oft nichts als Kartoffeln aus der Ache gegessen, und doch niemals so sehr gehungert hätte als jetzt. Ich fragte ihn nach allem, was er von dem Herzoge wußte, und freute mich, daß seine Augen immer heiterer wurden, je mehr er von ihm sprach. Durch alles Fragen, Loben und Bedauern, wobei ich ihm zuletzt mit einem unempfindsamem Blick sagte: er wäre wohl in seinen jüngeren Jahren ein hübscher Reel gewesen, und ihm darauf einen

George Hefesiel a. a. O.

S. 242. Spalte 1. (Der Held der Erzählung besucht eine alte Stiftdame; diese erzählt ihm, sie habe die Ehe seiner Eltern vermittelt. Sie spricht:)

(Sein Großvater) „that die Anwerbung für den Sohn bei mir“ zc. „Nun, ich bin nicht bösegen geflanbeg, die Kofetterie liit es schon nicht.“

„Der Droßack machte eine höfliche Ablehnung merkbar gegen diese Bezeichnung.“

„Was hat Er denn abzuwehren?“ fragte die geistliche Dame spitz und spöttlich. „Wenn ich Kofetterie sage, so ist es Kofetterie; ich bin heute noch hehr todt, daß will Er wohl nicht glauben? Denkt wohl. Seine Gänschen da unten zwischen Na und Werre hätten allein das Recht, todt zu sein? Hör' Er zu, ich will Ihm gleich sagen, auf welche Weise ich nun seit einem halben Jahrhundert, gerade in meinem Alter, todt gewesen bin. Vor einigen Tagen bemerkte ich auf dem Hofe einen alten Mann, der kümmerlich nach meinem Fenster sah; ich ging hin und hörte seinen Klagen freundlich zu, ich fragte nach allen einzelnen Umständen, besagte ihm theilnehmend, gab ihm etwas mit für seine Frau und dann für seine Kinder, dann ließ ich ihm durch meine Leute einen Scheffel Roggen und ein Glas Brantwein reichen. Die Kugeln schossen die Thränen dem alten Manne über die Wangen; das war es, was ich gewollt hatte, aber in meinen jungen Jahren hat mir keine Liebesbethuerung so angenehme Empfindungen erregt, wie jetzt die Dankbarkeit dieses Greises. Pöffen! Kofetterie!“

Ein andermal kam einer mit einem Arme. „Wo hat Er den Arm gelassen?“ fragte ich. Nun ließ ich ihm erzählen von seinen Heldenthaten unter Herzog Ferdinand. Dann fragte ich ihn nach allem, was ich vom Herzog Ferdinand wußte, und die Augen des alten Kriegers wurden immer heiterer, je mehr er von seinem Herzoge sprach. Zuletzt sagte ich ihm, er sei in seiner Jugend gewiß ein hübscher Reel gewesen und drückte ihm etwas

Ducaten in die Hand drückte und einen Scheffel Roggen zu geben befahl, lehte ich den Mann in eine solche Entzückung, daß er mir mit einem Erker, den ich an einem Prinzen Unerschämtheit genannt haben würde, auf die Hand fiel, und solche küßte, ehe ich sie wegziehen konnte. Oh! werden Sie sagen, sich von einem Bettler die Hand küssen zu lassen! Ja nun! es ist geschehen, und die Erinnerung macht mich nicht roth.

Eine noch ungenitzere Entlehnung zeigt die *Daf. S. 330 f. Nr. LXXVII. Das englische Gärtchen. (1773.)*

Was das für eine Veränderung ist, meine liebe Großmama! Sollten Sie jezt Ihre kleine Bleiche, worauf Sie in Ihrer Jugend so manches schönes Stück Garn und Linnen gebleicht, sollten Sie den Obstgarten, worin Sie, wie Sie mir oft erzählt haben, so manche Henne mit Küchlein aufgezogen, sollten Sie das Kohlstück, worauf der große Baum mit den schönen, rothgestreiften Kesseln stand, suchen: nichts von dem Allen würden Sie mehr finden. Ihr ganzer Krautgarten ist in Hügel und Thäler, wodurch sich unzählige krumme Wege schlängeln, verwandelt; die Hügelchen sind mit allen Sorten des schönsten wilden Gesirachs bedeckt, und auf unsern Wiesen sind keine Blumen, die sich nicht auch in jenen kleinen Thälern finden. Es hat dieses meinem Manne zwar Vieles gekostet, indem er einige tausend Fuder Sand, Steine und Lehmen auf das Kohlstück bringen lassen mußten, um so etwas Schönes daraus zu machen. Aber es heißt nun auch, wenn ich es recht verstanden, eine Schrubberj, oder, wie Andere sprechen, ein englisches Vosquet. Ringsherum geht ein weißes Plankwerk, welches so bunt gearbeitet ist, wie ein Dreilmuster; und mein Mann hat eine Dornhecke müssen darum ziehen lassen, damit unsre Schweine sich nicht daran reiben möchten u. s. w.

Auch die folgenden Abläge stimmen bei beiden Autoren fast wörtlich überein — nur daß Hieselbst aus Unkenntniß auch hier einige Verballhornungen vorgenommen und z. B. einen „Sticksbeerenbusch“ (niederdeutscher Provinzialismus für Stachelbeerenbusch) in einen „Stückbeerenbusch“ umgetauscht hat.

Risum teneatis, amici? — Aber die Sache hat doch auch ihre sehr ernste Seite. Und die Rücksicht auf diese, welche einer weitem Beleuchtung nicht bedarf, wird es wohl auch Ihnen zweckmäßig erscheinen lassen, obwohl der Plagiator inzwischen verstorben ist, sein Plagiat hier öffentlich zur Sprache zu bringen.

Marburg.

August Abbeische.

Silber in die Hand. Der Mann küßte mir die Hand mit einem Feuer, das bei einem Grafen Unerschämtheit gewesen wäre, so heftig, bevor ich sie ihm entziehen konnte. Er, wird Er sagen, sich von einem Bettler die Hand küssen zu lassen! Ja nun, das ist geschehen, und ich sage Ihm, die Erinnerung daran macht mich nicht roth. Pojen! Ist das nicht offenbare Koketterie!

folgende originalgetreue Nebeneinanderstellung: *Daf. S. 244.*

Spalte 1. Was das für eine Veränderung ist, meine liebe Großmutter! Sollten Sie jezt Ihre kleine Bleiche, auf der Sie in Ihrer Jugend so manches schöne Stück Garn und Linnen gebleicht, — sollten Sie den Obstgarten, worin Sie, wie Sie mir oft erzählt haben, so manche Henne mit Küchlein aufgezogen haben, — sollten Sie das Kohlstück, worauf der große Baum mit den rothgestreiften Kesseln stand, — suchen, nichts von alledem würden Sie finden. Ihr ganzer Krautgarten ist in Hügel und Thäler, wodurch sich unzählige krumme Wege schlängeln, verwandelt. Die Hügelchen sind mit allen Sorten des schönsten wilden Strauchwerkes bedeckt, und auf den Wiesen sind keine Blumen, die sich nicht auch in jenen kleinen Thälern finden. Es hat dieses meinem Manne zwar vieles gekostet, indem er einige tausend Fuder Sand, Steine und Lehm auf das Krautstück hat sahren lassen müssen, um etwas so Schönes daraus zu machen. Aber es heißt nun auch, wenn ich's recht verstanden habe, eine Schrubberj oder ein echt englisches Voskett. Ringsherum geht ein weißes Plankwerk, welches so bunt wie ein Dreilmuster gearbeitet ist; mein Mann hat eine Dornhecke darum ziehen lassen müssen, damit sich die Schweine nicht daran reiben u. s. w.



Herrliche Hofbuchdruckerei. Stephan Seibel & Co. in Altenburg.